

The book cover features a repeating pattern of stylized flowers and stars. The flowers have dark centers and green petals, while the stars are solid black. The background is a light tan color with a fine, dotted texture.

Otto Hauser  
Die Germanen  
in Europa

Heimat und Welt - Verlag in Dresden

# Die Germanen in Europa

von

Otto Hauser

Dresden  
Heimat und Welt-Verlag

## Vorwort.

Hiermit lege ich den zweiten Teil meiner Rassenuntersuchungen, den über das Germanenproblem, meinem Kreise vor. Ich möchte diese Abhandlung nicht als bloße Glorifizierung des Germanentums angesehen wissen, sondern darin nur nachweisen, welche Rolle die letzte und uns darum geschichtlich am genauesten bekannte nordische Völkerwelle in der Allgemenkultur gespielt hat. Wenn ich in einem Abschnitt (Guti, Cheta, Thudim) über das Gebiet, das der Titel steckt, hinausgreife und zugleich aus der reinen Geschichtlichkeit in das Reich der Vermutungen, so möge man das als Auftakt nehmen. Dadurch, daß — erst nach Niederschrift dieser Arbeit — die Cheta tatsächlich auch ihrer Sprache nach als Indogermanen erwiesen worden sind (vgl. S. 10 die Anmerkung), wird in Bezug auf die weltgeschichtliche Stellung der Indogermanen manches umzulernen sein; man sieht sie schon um 1500 v. Chr. ein mächtiges Reich in Vorderasien in ihrer eigenen Sprache beherrschen, fast ein Jahrtausend vor den schriftlichen Zeugnissen für ihr Dasein, die man sonst als die ersten betrachtet hatte. In wunderbarer Weise hat hier die von mir vertretene Anschauung, sie seien die Schöpfer aller Kultur gewesen und in der Folge ihre besten und wesentlichen Träger, eine Bestätigung gefunden. Und der alte Orient ist noch voll unausgegrabener Schätze. Welche Bedeutung die blonde Rasse im einzelnen Menschen hat, hoffe ich in einem dritten Teile („Genie und Rasse“) darzulegen.

Otto Hauser.

Alle Rechte vorbehalten.

Dresden 1916

Rammingsche Buchdruckerei (Inh. M. Rautenstrauch).

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Wer ist Germane? . . . . .	1
Guti, Cheta, Jhudim . . . . .	7
Kimbern und Teutonen . . . . .	18
Die Germanen im römischen Reich . . . . .	27
Goten und Normannen . . . . .	38
Die südslavischen Gotenstaaten . . . . .	48
Böhmen, Polen, Ungarn . . . . .	59
Rußland . . . . .	77
Die Entstehung der romanischen Sprachen . . . . .	95
Kirche und Papsttum . . . . .	104
Italien . . . . .	116
Spanien und Portugal . . . . .	129
Frankreich . . . . .	138
Die Germanen in den germanischen Staaten . . . . .	151

## Wer ist Germane?

Genau so wenig wie über die Herkunft des Namens der Germanen pflegt man sich über den Begriff selbst klar zu sein. Über jene streiten die Gelehrten seit Jahrhunderten und bis heute. Immer wieder tauchen neue Deutungen auf. Das Mittelalter leitete den Namen — ich denke an eine provençalische Chronik, wo ich den Vermerk gefunden habe — von *germen* (Keim) ab und faßte ihn als einen Hinweis auf die Fruchtbarkeit der Germanen. Zur Zeit der Keltomanie deutete man den Namen aus dem Keltischen als „Wäldler“, dann wieder aus dem Deutschen, wobei man an den altdeutschen *Ger* dachte, zuletzt noch einmal ans Lateinische, indem man ihn mit *germanus* (echt) verglich. Mir scheint der Name ursprünglich einen viel größeren Begriffsumfang gehabt zu haben. Denn wir finden im Altertum Germanen unter Keltiberern und unter Persern, die man gewöhnlich mit den Germanen Deutschlands in keine Beziehung zu bringen wagt. Mit andern stimme ich darin überein, daß die Lautgebung des Namens ausländisch ist und weise darauf hin, daß der deutsche Name *Aspar* im Spanischen zu *Gaspar*, im Lateinischen zu *Kaspar* geworden ist. Der in unseren Sprachen nicht bezeichnete Anlaut, der aber doch so deutlich gehört wurde, daß *Aber*, *Dhne*, *Edel*, *Ursprung*, *Übel*, alle miteinander stabreimen, den auch wir noch deutlich hören, wenn wir von dem Dichter *Fischart* und wieder von einer *Fischart* sprechen, dieser Laut, den die semitischen Sprachen mit *Alif* oder *Lin* bezeichnen, wurde gewöhnlich mit *G* oder *K* wiedergegeben, so übrigens auch bei der Übernahme semitischer Wörter (*Gaza*, eigentlich *‘Alza*, *Gomorra*, eigentlich *‘Amorra*). Danach lautete der Name ursprünglich *Ermanen* oder *Armanen*; denn die persischen Germanen

werden auch Carmanen genannt. In der Silbe „man“ steckt zweifellos unser „Mann“, und Er oder Ar wird wohl derselben Silbe in Cran oder Arier gleichzusetzen sein und „edel“ bedeuten. Vielfach haben ja die arischen Völker den unterworfenen Stämmen gegenüber sich als die „Edeln“ bezeichnet. Sie konnten das schon in den ihrer Urheimat zunächst gelegenen Gebieten getan haben, und eben die Bildung mit „man“ mag für diesen Teil der Arier bezeichnend sein.

Jedenfalls begegnen uns die Germanen schon in den ältesten Nachrichten als eine geschlossene Gruppe verschiedener Stämme mit Sonderinteressen, nicht etwa als einzelner Stamm, dessen Name späterhin auf die sprachverwandten Stämme übergegangen wäre. Gerade Tacitus, der die Ansicht mitteilt, das Wort Germanien sei neu und ursprünglich nicht der Name des Volkes, sondern eines Stammes, bezeugt dies, da er unter all den vielen Stämmen, die er nennt, keinen mit dem Namen Germanen zu nennen vermag. Die erste Erwähnung der Germanen finden wir in den Kapitulinischen Fasten zum Jahr 222 vor Christus, bekannter wird der Name durch Cäsar und den Krieg in Gallien, weltkundig durch die „Germania“ von Tacitus (um 100 n. Chr.).

Neben dem Namen Germanen hat der Name Goten eine besondere Wichtigkeit. Tacitus rechnet die Goten, die nach ihm am weitesten östlich wohnen, ausdrücklich zu den Germanen, und sie selbst mochten sich zu ihnen gerechnet haben, aber bis in sehr späte Zeiten haben sie ihren besonderen Namen geführt und sind sich überall — in Spanien wie auf dem Balkan — ihrer stolzen Herkunft bewußt geblieben. Es geht nicht an, sie ohne weiteres den Germanen einzufügen, und wenn man alles erwägt, sind sie ihnen auch nicht einzufügen, sondern anzufügen. Ihre Sprache unterscheidet sich noch in ihren Ausläufern, den skandinavischen Sprachen, die sich so vielfach dem Deutschen angeglichen haben, wesentlich von den eigentlich germanischen Sprachen, dem Hoch- und Niederdeutschen, dem Friesischen und Englischen; das alte Gotische muß von dem Deutschen fast wie eine fremde Sprache gelernt werden, er kann sich nicht

darein „einlesen“ wie in das Althochdeutsche oder das Niederdeutsche. Es handelt sich um zwei Brudergruppen, um Westgermanen und Ostgermanen, wie wir jetzt sagen. Der Name der Goten, der seine Träger als „Hochgewachsene“ bezeichnet, wurde schon von Pytheas, der um 330 v. Chr. seine berühmte Nordlandreise unternahm, mitgebracht und von Plinius überliefert. Er lautet da Gutones oder Guttones; bei Tacitus Gothini und Gothones. Aber wie den Namen der Germanen findet man auch den der Goten mehrfach bei Völkerschaften des Altertums, die nach der Ansicht der meisten mit den Goten nichts zu tun haben, so in den der Geten und der Massageten (fischessenden Geten), zweier thrakischer oder skythischer Völkerschaften, aber auch schon in dem der Guti, die in assyrischen Inschriften seit dem vierten vorchristlichen Jahrtausend erwähnt werden, in dem der Cheta und der Juden.

Über das Äußere der Germanen und Goten stimmen die alten Nachrichten alle überein. Ganz allgemein nennt Aristoteles alle Nordvölker blond- und feinhaarig, aber er nennt weder Goten noch Germanen, obwohl er wenigstens von den Goten Kunde haben konnte und wohl auch hatte. Gewöhnlich begnügte man sich mit dem Namen Skythen für alle blonden Völker der nördlichen Länder. Erst unter Augustus spricht Horaz von der Blauäugigkeit und Blondheit der Germanen und Manilius von ihrer Blondheit, und schildert sie Strabon, der seit 20 v. Chr. in Rom lebte, als wilder, größer von Gestalt und blonder als die Kelten. Plinius wieder gibt nur Aristoteles' Worte über die Nordvölker wieder und vermerkt nur noch ihre weiße Haut hinzu. Die lapidare Kennzeichnung gibt Tacitus: *Truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora*. Wenig später erwähnt Juvenalis die blauen Augen und die blonde Mähne (*flava caesaries*) der Germanen. Je seltener im eigenen Lande die Blondheit wurde, um so stärker und häufiger wird sie bei den blonden Fremden hervorgehoben, die sind aber zunächst neben den Germanen auch noch die Illyrer, Dalmater, Sauromaten und Skythen überhaupt (so Galienus um 190 n. Chr.). Späterhin sind nur noch die Germanen und Goten, oft schon mit den Sondernamen

der Stämme genannt, durch das stehende Beiwort „blond“ (zumeist flavus) ausgezeichnet, Zeugnis dafür der gelehrte Avienus (um 366 n. Chr.) und Claudianus (um 395 n. Chr.), der Hofdichter des Vandalen Stilicho. Wichtig ist wieder die Schilderung die Prokopios von Caesarea (gest. um 568 n. Chr.) von den Goten gibt. Prokopios war Begleiter und Geheimschreiber Belisars, des germanischen Feldherrn Justinians, und beschrieb seine Kriege. Im „Vandalenkrieg“ heißt es von den Goten, sie zerfielen in die Stämme der Vandalen, Westgoten und Gepiden, unterschieden sich aber nur den Namen nach voneinander, sonst jedoch gar nicht: „denn alle sind sie weiß von Körper, blondhaarig, wohlgestaltet und schön von Gesicht“. Ich führe nun nur noch zwei arabische Geographen aus erheblich späterer Zeit an, Qazwini (gest. 1283) über die Völker Mitteleuropas, und Dimaschi (gest. 1327) über die Skandinavier. Qazwini schreibt über jene: Ihre Gesichtsfarbe ist meistens hell infolge der Kälte und der nördlichen Lage<sup>1)</sup>, und ihr Haar ist rot“; Dimaschi über diese: „In diesem Meer ist eine große Insel (die Halbinsel Skandinavien), die mit Menschen von hohem Wuchs, heller Hautfarbe, blondem Haar und blauen Augen bevölkert ist.“

Man ersieht aus diesen Nachrichten, daß ursprünglich die Ost- und Westgermanen als Gesamtheit und zwar in ihren eigentlichen Volksangehörigen — denn die Sklaven und unterworfenen Stämme zählen vorerst nirgends mit — ungetrübt dem nordischen Typus angehörten. Ich verweise noch auf die wertvolle Eddastelle, die ich in „Rasse und Rassefragen“ behandelte (S. 75), wonach die Edelinges blonder und weißer waren als die Gemeinfreien, aber beide sich aufs schärfste von den „schwarzen Knechten“ unterschieden. Darin mögen die Verhältnisse um das Jahr 1000 im Norden festgehalten sein. Immerhin aber war auch schon damals dunkleres Blut bis in die höchsten Stände hinauf gesickert, denn Haralds des Schönhaarigen Vater, Halfdan (um 900) hieß „der Schwarze“. Allerdings ist damit wohl nicht eine mohrenhafte Bräunung gemeint, und

<sup>1)</sup> Hierin merkt man die Nachwirkung der Erklärungen Aristoteles' und Galens für die Entstehung der Lichtheit.

Halfdans großer Sohn war ja wieder ein reiner Blondling. Dieses Beispiel führt zu der grundlegenden Stellungnahme zu der Frage: wer ist Germane? War Halfdan der Schwarze, der norwegische Jarl, Germane oder nicht? Houston Stewart Chamberlain hat in seinen so vielfach der tatsächlichen Grundlagen entbehrenden „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ sich zu dieser Frage dahin geäußert, daß „auch schwarzes Haar den echten Sprossen dieser Rasse (der Germanen) eigen sein kann“, weil unter den englischen Hocharistokraten, unter skandinavischen Inselbewohnern und deutschen Kolonisten in Slavonien und an anderen Orten die Verbindung von rein nordischer Gestalt und schwarzem Haar vorkommt. Das ist ein Fehlschluß. Danach kann man den blonden Griechen des Altertums ihr Griechentum absprechen, weil die Griechen von heute tiefbrünette Südländer sind. Vielmehr ist Germane nur, wer zu rein nordischer Gestalt auch blondes Haar, lichte Haut und lichte Augen hat. Halfdan der Schwarze war, mag seine Ahnentafel auch keinen einzigen Nichtgermanen aufgewiesen haben, auf keinen Fall Germane, zweifellos jedoch Germanoide; das Germanische wird in seinem Blute, seiner Erscheinung und wohl auch in seinem Wesen überwogen haben. Chamberlain übersieht eben, daß fremde Einschläge auch auf der abgeschiedensten Insel, in dem abgeschlossenen Stande möglich sind. Unter Halfdans Vorfahren war unbedingt irgend ein „schwarzer Knecht“, mag er nun auf gesetzliche oder auf ungesetzliche Weise in die Ahnenreihe gekommen sein.

Eben wo es auf eine genaue Untersuchung ankommt, muß man den Begriff in seiner vollen Schärfe fassen. Wer nicht blond ist, kann nicht Vollgermane sein. Freilich müssen auch die andern Merkmale der nordischen Rasse hinzukommen. Fritz Meuter mit seiner ungermanischen Physiognomie, seinem ungermanischen Schädel war trotz seiner hohen Gestalt, seinem blonden Haar, seiner lichten Hautfarbe und seinen lichten Augen auch nicht Vollgermane, sondern Germanoide, und es mag wohl sein, daß den Begriff in seiner Reinheit nur sehr wenige Menschen von heute erfüllen, daß auch bei dem typischsten Germanen von heute

irgendein Merkmal auf fremde Beimischung weist. Ebenso aber weisen unter ungermanischer Bevölkerung germanische Merkmale auf germanische Beimischung. Wo also unter fleingewachsenen brünetten Menschen ein Blonder oder Hochgewachsener erscheint, ist er als Rückschlag zu nordischen Vorfahren zu betrachten, und sofern in dem betreffenden Lande die Germanen die letzte nordische Völkerwelle waren, als Germane. Freilich hat man dafür in vielen Fällen nur eine mehr oder minder hohe Wahrscheinlichkeit. In jenen Ländern, wo vor der Ankunft der Germanen schon blonde Stämme in größerer Volkszahl wohnten, ist eine gewisse Möglichkeit immer vorhanden, daß ein Arier oder Aroide Rückschlag zu dem vorgermanischen blonden Stamme ist. Ich gebe einzelne Beispiele. Ein Arier oder Aroide Norditaliens kann auch Rückschlag zu einem keltischen, ein solcher Bosniens zu einem illyrischen, ein solcher Ungarns etwa zu einem slavischen Vorfahren sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß er Germane ist, kann aber durch verschiedene Umstände erhöht werden. War nachweisbar vor der Ankunft der Germanen die Blondheit in jenem Gebiete schon so gut wie erloschen, oder hat der Betreffende nachweisbar germanische Vorfahren, so kommt der vorgermanische nordische Stamm kaum noch in Betracht. Betont muß aber hier ebenso werden wie in „Rasse und Rassefragen“, daß alle nordischen Stämme einander aufs engste verwandt sind und daß es im Grunde nicht viel ausmacht, ob man in einem Arier oder Aroiden einen Kelten oder Keltoiden, einen Slaven oder Slavoiden, einen Germanen oder Germanoiden sieht. Und noch ein Punkt ist auch hier wieder hervorzuheben. Unter den verschiedenen Mischungsmöglichkeiten ist auch die von unnordischem Auseren und nordischem Wesen, von ungermanischem Auseren und germanischem Wesen. Wer aus einem in der Hauptsache germanischen Volksteil hervorgeht, kann besonders leicht in seinem Wesen auch dann germanische Art haben, wenn er seinem Typus nach dem Germanentum etwas ferner steht. So ist der tiefbrünette Larochevoucauld als Sprosse des höchsten französischen Adels in seinem Wesen geradezu reiner Germane, so zeigen die ebenfalls brünetten Rousseau und Frau

von Staël als Sprossen des eng umgrenzten französischen Protestantismus neben ungermanischen Einzelzügen (ich denke an das Lärmende der Frau von Staël, an die Maskerade Rousseaus) in der Hauptsache germanische Art.

### Guti, Cheta, Thudim.

Schon George de Lapouge gegenüber wurde die Vermutung ausgesprochen, die GUTI seien den Goten gleichzusetzen, und er meint dazu: „Daß Goten schon zur Zeit der ersten babylonischen Dynastie nach Babylon gekommen seien, möchte wohl selbst einen Jordanes in Staunen versetzen.“ Die erste Erwähnung der GUTI geschieht in den sumerobabylonischen Inschriften um das Jahr 3800 v. Chr. Der Sitz des Volkes ist an den Abhängen des Zagros, des iranischen Randgebirges. Daß es ein nordisches Volk war, ist sicher, denn immer wieder wird von den guti namrutim gesprochen, was man mit „blonde“ oder „helle GUTI“ übersetzt, je nachdem man namrutim auf das Haar oder auf die Haut bezieht. Als Sklaven scheinen die GUTI besonders geschätzt gewesen zu sein, offenbar um ihrer Schönheit willen, wie ja auch die späten Römer blonde Sklaven liebten. Anscheinend haben die GUTI schon bald die Sprache der semitischen Nachbarn angenommen, aber bezeichnenderweise schreiben sie die Worte in derselben Aussprache wie die blonden Amoriter, samsu (Sonne) statt šamšu. Ihre Hauptgötter waren Istar, die Liebegöttin, und Sin, der Mondgott; sie beide ruft König Kasirab auf dem erhaltenen Streitkolben seines Steinbildes als „Götter der GUTI“ an. Es ist so gut wie gewiß, daß der GUTI auch im Alten Testamente gedacht ist, in jenem sonderbaren Geschichtsbruchstück Genesis XIV., das von dem elamitischen König Kedorlaomer (Kudur lagamar) und dem sumerischen Amraphel und ihrem Kriegszug gegen die aufrührerischen palästinensischen Kleinkönige erzählt; da wird Thid'al, der König der „Goim“ erwähnt. In Amraphel hat man den großen Amoriter Chammurapi (um 2250 v. Chr.), der zum erstenmal ganz Babylonien unter seinem Szepter vereinigte, sehen wollen, ebenso in den „Goim“

die Guti. Die Fehlschreibung gojim („Heiden“) für gutim war im Hebräischen sehr leicht möglich; beide Worte sehen im Konsonantentext (und nur der ist alt) einander fast völlig gleich. Später nennt sich Ugum II. (um 1650 v. Chr.), der König der Kossäer, die ja auch über Babylon die Herrschaft erlangten, unter seinen Titeln auch „König der Guti, der törichten (?) Menschen“. Zur Zeit des Nabunaid und des Kyros verschwindet ihr Name aus den Inschriften. Als Rasse werden sie wohl schon früher verschwunden sein.

Sind diese Guti ein Teil der Goten? Da ihre ursprüngliche Sprache uns unbekannt ist, auch nur wenige Königsnamen überliefert sind — in den Namen erhält sich überall die ursprüngliche Sprache am längsten —, fehlen uns die wichtigsten Mittel zum Urteil. Eigentümlich mutet Thid'al an. Er besteht zweifellos aus zwei Elementen. Steckt nun in dem ersten vielleicht ein theod, das die Goten so besonders häufig verwendeten: Theodorich, Theodahat, Theodomir? Die Septuaginta hat allerdings Thargal gelesen. Und wenn wir gerade Istar und Sin als die Hauptgötter der Guti angegeben finden, erinnert das nicht an die Bevorzugung von Nanna und Balder im Norden? Nun heißt gerade Istar damals sehr häufig Nanai und der Mondgott Nannar; Nannar wäre die männliche Form des Namens Nanna. Balder ist bekanntlich kein Eigenname, sondern ein Beinamen, der den Eigennamen im Nordischen völlig verdrängt hat.

Für den mit der neueren Forschung nicht Vertrauten, hat die Vorstellung, im vierten vorchristlichen Jahrtausend Indogermanen schon so ferne im Südosten anzutreffen, etwas Groteskes, aber der ganze Westen Asiens ist von dieser Zeit an mit Schwärmen von Indogermanen erfüllt. Überall entstehen kleine rein arische Königreiche mit Fürsten, die ganz unverwischt arische Namen tragen. Verwundern kann darum eigentlich nur, daß ein westindogermanischer Stamm — und das sind die Goten — in jenes Gebiet gekommen sein soll, das den Ostindogermanen, die ja später dorthin kamen, vorbehalten zu sein scheint. Aber auch da hat man jetzt klarer sehen gelernt. Wenigstens das westliche Asien wurde nicht von ostindogermanischen,

sondern von westindogermanischen Stämmen überzogen, und kamen diese nach Armenien und Syrien, so können sie auch in das iranische Bergland gekommen sein. Und wäre der Stamm der Guti auch vereinzelt in seinem Gebiete, so hätte man eine Analogie in dem westeuropäischen Stamme der Tocharen, der gar bis an die Grenze von China kam.

Die Guti waren stets nur ein kleines Volk, dagegen haben die Cheta eine Weltstellung gehabt. Erst in jüngster Zeit ist man sich darüber ganz klar geworden, und die nächsten Jahre werden wohl noch manche bedeutende Aufschlüsse bringen. Die Cheta treten um 1750 v. Chr. schon als gewaltiges Volk auf, ziehen gegen Babel und senden wahrscheinlich die Hyksos nach Ägypten. Im fünfzehnten Jahrhundert entsteht das große Chetareich in Kleinasien und Syrien, hält sich bis ins zwölfte Jahrhundert und zerbröckelt dann in Kleinstaaten, die im nördlichen Syrien noch einige Zeit fortbestehn. Über die Cheta unterrichten uns zahlreiche Abbildungen. Am wertvollsten sind die ägyptischen und darunter namentlich das Gemälde, das uns Ramses II. und den von ihm besiegten Chetakönig zeigt. Der Chetakönig ist ein nordischer Blondling. Und auch auf anderen Bildern begegnet uns derselbe Typus bei den Chetitern wieder, vor allem bei den Heerführern. Sonst herrscht freilich ein unarischer, außerordentlich kurzköpfiger Typus vor, der als chetitisch sogar allgemeiner bekannt geworden ist; er findet sich unter den Juden von heute noch häufig. Damit, daß die Herrscher nordische Blondlinge waren, stimmt überein, daß gelegentlich neben nichtarischen Götternamen in den Inschriften auch arische auftreten: Mithra, Indra und Waruna, die Nasatya, ja die verwandten Mitani Könige tragen sogar ausgesprochen indogermanische Namen wie Duschratta. Nicht nur das: bei den Mitani werden auch schon die Arya mit Namen genannt. Sie heißen hier Charri, ein Name, der in dem Hebräischen chorim wiederkehrt. Charri wie chorim ist nicht Volksname, sondern bedeutet einfach wie arya die „Edeln“, „Freigeborenen“.

Das alles stellt freilich die Cheta zu den Ostindogermanen, nicht zu den Westindogermanen, denen die Goten

angehören.<sup>1)</sup> So wird man zunächst auf die Gleichung Cheta — Geten geführt, die lautlich auch näher liegt. Die Geten, von denen die Massageten, die „fischessenden Geten“, wie der Name erklärt worden ist, in den Steppen nördlich von Iran, dem Turan Firdusis, als Nomaden wohnten, waren nach allem, was wir von ihnen wissen, den Iranern nahe verwandt. Aber wir haben doch auch keine Ursache, die Nachricht Prokops von Caesarea und des Goten Jordanes, der hierin Cassiodorus zum Gewährsmann hat, zu verwerfen, daß die Geten mit den Goten

<sup>1)</sup> Dies alles war geschrieben, als mir mein ehemaliger Studiengenosse, der Assyriolog Friedrich Hrozny, ursprünglich evangelischer Theologe, knapp vor dem Erscheinen seiner Arbeit, die Ergebnisse seiner Hethiterforschung mitteilte. Schon Knudson hatte (1902) auf Grund des Wortes *estu*, das er mit „es sei“ deutete, das Hethitische für eine indogermanische Sprache erklärt, aber die Wissenschaft hatte ihm nicht zugestimmt, und er selbst war wankend geworden. Jetzt weist Friedrich Hrozny die Zugehörigkeit des Hethitischen zum indogermanischen Sprachstamm mit unbedingter Sicherheit nach, und das nach Wortschatz wie nach Grammatik. Ganz, wie ich es vermutet habe, nimmt das Hethitische eine Zwischenstellung ein. Es gehört zu der westindogermanischen Gruppe und soll dem Lateinischen am nächsten stehn. In den Fürwörtern ist die Übereinstimmung besonders auffällig; selbst Zusammensetzungen wie *quidquid* und *quisquis* kommen — als *kuidkuid* und *kuisquis* — vor. Aber nach meinem Einblid stellt sich das Zeitwort wieder zum Arischen, und Worte wie *watar* und *petar* sind ausgesprochen germanisch (althochdeutsch *wazzar*, altniederdeutsch *watar*, „Wasser“, und vorgermanisch *petera*, „Feder“), ja selbst der Wessenfall *watanas* hat mit der altnordischen Nebenform *vatn*, dem gotischen *watō* seine nächste Übereinstimmung; die griechischen und altindischen Wörter stehn lautlich ferner.

Die sichere Deutung des Hethitischen durch Friedrich Hrozny ist von größter Tragweite für die ganze Sprach- und Geschichtswissenschaft. Dabei trat Hrozny als reiner Semitist an die Erklärung der Sprache heran, so weit zwar, daß er von den erwähnten Darstellungen der Chetakönige als nordischer Blondlinge keine Kenntnis hatte, ebensowenig von meinen Vermutungen. Wir sind einander erst vor kurzem wieder begegnet.

Die Charri sprachen nach Friedrich Hrozny keine indogermanische Sprache; sie sind zur Chetazeit nicht die Herren im Lande (nicht mehr, nehme ich an), sondern die Unterworfenen. Ihre Herren, die mit den Cheta verwandten Mitanier, hatten jedenfalls eine indogermanische Herrschichte.

gleichzusetzen seien. Das Altertum faßte Geten und Goten und noch andere Völker, darunter gewiß auch die Slaven, unter dem Namen Skythen zusammen, und in dieser Gesamtheit mögen in der Tat noch lange die Sprachen der einzelnen Stämme nur wenig voneinander geschieden gewesen sein. Die Skythen bildeten den Übergang von den Westindogermanen zu den Ostindogermanen, zu den Ariern im engeren Sinne, und innerhalb der Skythen mögen wieder die Goten und Geten die den Westindogermanen nächste Volksschaft gewesen sein; der Übergang kam vielleicht in ihnen selbst zum Ausdruck: die einen, die Goten, schlossen sich mehr an ihre westlichen Nachbarn, die Geten mehr an ihre östlichen an, die einen germanisierten sich (der Prozeß fand seine Fortsetzung bis in die neueste Zeit), die andern arisierten sich. Die mundartliche Aussprache des Namens in dem und jenem Teile setzte sich fest, gleichwohl blieb das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit noch bis in sehr späte Zeiten erhalten.

Zu den Geti stellen sich dann vielleicht die *Ku-ti* der Chinesen, zu den Cheta die *Kheta* des Mahabharata, die *Uvaran-Keta* Kaschmirs die *Ghats* im Pendschab.

Der Name der Juden stimmt wieder wie der der Geti mit dem der Goten genau überein. Im eigenen Sprachgebiete hat sich sogar eine ganz ähnliche Lautgebung herausgebildet, die Jüten (Tyder) Dänemarks. Hebräisch lautet der Name *Jhudim*, und jh mag sehr gut die weiche Aussprache des *g* wiedergeben. Die Juden waren zunächst freilich nur einer der zwölf Stämme, und erst nach der Teilung des alten Königreichs wird ihr Name für alle südlichen Stämme gebraucht und im späteren Altertum auf das ganze Volk ausgedehnt. Aber zweifellos waren die zwölf Stämme einander eng verwandte Volksschaften; das bezeugt sich darin, daß ihre Stammhelden alle Söhne Jakobs sind. Zunächst herrschte unter ihnen arge Sonder-tümelei, wenn es auch gelegentlich zum Zusammenschluß von ihrer mehreren kam, so in dem Kriegszug gegen Sisera (um 1100 v. Chr.), den das sogenannte Deloralied behandelt (vgl. „Alt-hebräische Gedichte“, AfG. 32). Zur staatlichen Einheit wurde das Volk zuerst unter Saul aus Benjamin.

Dann kam mit David der Stamm Juda zur Vorherrschaft. Benjamin und Juda waren die südlichsten Stämme, Juda der südlichste. Es mag nicht Zufall sein, daß gerade dieser den altheimischen Namen bewahrte, denn stets sind die Teile eines Volkes, die am weitesten vordringen, die Auslese. Das Emporkommen Judas schildert der sogenannte Jakobsegens, den man ebenfalls in den „Althebräischen Gedichten“ übersezt findet:

Ein junger Löwe ist Juda;  
 Vom Staub, mein Sohn, stiegst du auf.  
 Dem Leuen gleich legt er sich, streckt sich,  
 Der Löwin gleich — wer wird ihn reizen?  
 Nicht weicht das Zepter von Juda,  
 Nicht von ihm der Herrscherstab.

Er pflödt an den Weinstock den Esel,  
 An die Rebe sein Eselsfüllen,  
 Er wäczt in Wein sein Gewand  
 Und in Blut der Trauben sein Kleid.  
 Seine Augen sind rot von Wein  
 Und weiß die Zähne von Milch.

Daß die Herrscher der zwölf Stämme blonde Norden waren, dafür gibt es genug Hinweise. Zunächst muß erwähnt werden, daß schon vor ihnen blonde Nordvölker in Palästina herrschten: die Kutenu und nach ihnen die Amoriter. Man darf vielleicht in dem Namen der ersten die Bedeutung „die Roten“ sehen, wie sie die der Edomiter und der Phoiniker ganz offen haben, und darf sie vielleicht zu jenen Kuteni Lukans stellen, die ausdrücklich blond (flavi) genannt werden. Die Silbe rut wäre nichts anderes als unser rot, das ja gemeinindogermanisch ist, in dieser Form aber namentlich bei den Westindogermanen und zumal bei den Germanen vorkommt. Kutenu und Amoriter waren nach den ägyptischen Darstellungen, in ihren Herrschern wenigstens, nordische Blondlinge. Die Kutenu herrschten um 1700 v. Chr. in Palästina, die Amoriter um etwa 1500. Die Edomiter tragen ihre Blondheit, wie er-

wähnt, schon in ihrem Namen, aber ihr Stammheros, Esau, wird im Alten Testament ausdrücklich rötlich (admoni) genannt, was sich nur auf das Haar beziehen kann, da er als über und über behaart geschildert wird, die Hautfarbe also nicht in betracht kommt. Die Edomiter lagen oft mit den Juden in erbitterter Feindschaft; gleichwohl wußte man, daß sie nahe Verwandte waren. Esau ist Jakobs Bruder. Und mit demselben Wort admoni wird auch David an zwei Stellen bezeichnet, so daß also kein Zweifel über Davids Typus bestehen kann. Bemerkte wird noch, daß er schön von Gestalt, Gesicht und Augen war. Das Schönheitideal der Juden war bis in die späte Zeit des Hohenliedes, das etwa um 200 v. Chr. zusammengestellt wurde, das nordische: weiß und rot ist der Geliebte, sein Haupt ist Feingold, das Mädchen hat Locken wie Purpur, die Augen gleichen den Leichen von Hesbon oder sind wie Tauben in Milch gebadet. Daß daneben auch ein braunes Landmädchen von sich singt: „Braun bin ich, doch hübsch“, und in dem Lied über den Bräutigam die Lesart „schwarz wie ein Kabe“ eingetragen ist (wohl für den Gebrauch bei einem brünetten Bräutigam, dessen Haupt nicht „Feingold“ genannt werden konnte), besagt nur, daß die Gesamtbevölkerung auch dunkle Typen enthielt, wie nicht anders erwartet werden kann. Jedes Schönheitideal führt aber auf den Typus der Herrscher zurück; wie sie selbst ihre Götter nach ihrem eigenen Bilde malen, so bestimmen sie, was schön ist. Überall, wo der lichte Typus das Schönheitideal ist, haben die Herrschenden ursprünglich ihm angehört. Die Schilderung König Sauls und Absaloms stimmt dazu: Saul überragt das Volk um Haupteslänge und ist ein schöner Mann, Absalom trägt so langes Haar, daß er sich damit an einem Ast verfangen kann, war also gewiß kein krausköpfiger Negroide.

Näher noch zu den Westindogermanen weist die Juden ihre Sprache. Es geht wohl nicht an, eine ursprüngliche Spracheinheit zwischen Semiten und Indogermanen anzunehmen; man kommt auf diesem Wege dazu, alle Sprachen zu einer Einheit zusammenzufassen (Trombetti). Vielmehr ist das Semitische eine alte Mischsprache, die

allerdings schon sehr viele indogermanische Bestandteile enthält. Dieses Semitische erfuhr eine Vermehrung seiner indogermanischen Bestandteile durch die Ankunft neuer nordischer Völker, und je nach den Sprachen, die diese zur Zeit ihrer Einwanderung sprachen, wurde es neuerdings beeinflusst. In jeder semitischen Sprache sind demnach verschiedene Schichten anzunehmen. Bei den Juden stellt sich der Sachverhalt folgendermaßen dar: die Bevölkerung, die vor der Herrschaft der Kutenu in Palästina wohnte, sprach wohl das sogenannte Ursemitische, die Kutenu, die Amoriter, die Edomiter und Juden brachten dann nach einander neue indogermanische Elemente mit; die letzten gaben der Sprache die Perser und Griechen schon am Ausgang der biblischen Literatur. Als Fremdwörter wurden erst diese letzten empfunden. (Man findet sie vermerkt in meinen Übersetzungen der „Biblischen Novellen“ und des „Hohen Liedes“, Afs. 4 und 9.)

Der Beweis, daß die Juden Goten sind, wäre geschlossen, wenn sich ergäbe, daß die der jüdischen Schichte angehörigen Worte am nächsten dem Gotischen stehn. Dieser Beweis läßt sich vielleicht einmal erbringen. Hier kann die Untersuchung nicht so eingehend geführt werden, wie das nötig wäre. Es kann nur im allgemeinen gezeigt werden, wie stark das Hebräische mit indogermanischen Bestandteilen durchsetzt ist und wie nahe davon viele dem Germanischen stehn. Dabei lasse ich freilich außer acht, ob diese Bestandteile zugleich gemeinsemitisch sind, um nicht durch die Einzelheiten zu verwirren. Und auch schon aus dem ganzen Stoff kann ich nur einen kleinen Abschnitt geben und wähle dazu eine Liste von Ausdrücken, die sich auf den menschlichen und tierischen Körper beziehen; diese Auswahl dient nach meinem Dafürhalten dem Zwecke am besten, weil es sich zumeist um rein sachliche Begriffe handelt, woran nichts zu deuteln ist.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ich benütze für das Indogermanische August Fick's „Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen“ (Vierte Auflage, Göttingen 1890), für das Semitische das „Hebräische und aramäische Handwörterbuch von Gesenius-Buhl, für das Germanische das „Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache“ von Friedrich Kluge (siebente Auflage, Straßburg

Scheitel: qodqod (assyrl. kakkadu); gemeinindogerm. kakud (Gipfel)  
 Horn: qer<sup>e</sup>n; lateinisch cor[nu: gotisch haur[n, althochdeutsch hor[n  
 Kopf: gulgol<sup>t</sup>h (von gal[al, rollen); lateinisch glo[bus, slavisch kolo (Rad), deutsch klo[sz  
 Haar: sa<sup>a</sup>r[ah; althochdeutsch hâr  
 Gehirn, Mark: moach; germanisch mark, slavisch mozag (Gehirn)  
 Auge: 'ai[n; gemeinindog. okji, gotisch augo, dänisch öje, armenisch ak[n  
 Ohr: ol<sup>e</sup>n; gemeinindog. ous[n, gotisch auso, slavisch uho, Mehrzahl usi  
 Lippe: saphah; slavisch guba (Mund)  
 Zunge: lašon; altindisch rasana, vgl. lat. lingua  
 Mund: peh; vgl. lateinisch pa[bulum, pa[nis, pa[sco, gotisch fo[djan (füttern)  
 Hals: garo[n; vgl. altindisch garâ (das Verschlängen) und das folgende  
 Gurgel: garger<sup>t</sup>h; altindisch gargara, lat. gurgulio, althochdeutsch querchela  
 weibliche Brust: šad, šod (arabisch thud); althochdeutsch tutta, schwedisch tisse, Zige.  
 Rücken: gaw, gew; vgl. gotisch hauh[s (hoch), lateinisch cav[us (hohl)  
 Mutterleib: qer<sup>e</sup>bh; altindisch garbha  
 Hüften: moth[naim (Zweizahl); vgl. gotisch mith (mit), lateinisch med[ius, deutsch mitte, in den skandinavischen Sprachen wird „Mitte“ für Leibesmitte („Taille“) gebraucht  
 Achsel: azzil; lateinisch axilla, gotisch ahsla, althochdeutsch ahsala  
 Arm: lero<sup>a</sup>; vgl. althochdeutsch strach (strack), strecken  
 Knochen: 'ez<sup>e</sup>m; lateinisch os, altindisch as[thi  
 Sehnen: šrir[im; vgl. litauisch ser[is (Faden), lateinisch ser[ies, gotisch sar[va (Kettenpanzer)

1910), für das Indogermanisch-semitische das „Vergleichende indogermanisch-semitische Wörterbuch“ von dem Dänen Hermann Möller (Göttingen 1911).



zwischen Gut und Böse. Das spätere Judentum hat mit dem Gehalt an nordischer Rasse viel von dieser Art verloren, zumal als Gesamtheit und damit die Größe, die es in seiner stolzen Königzeit hatte. Immer mehr macht sich der un-nordische Geist der Spitzfindigkeit, der Außerlichkeit geltend: auf die Könige folgen die Priester, dann die Rabbinen, die Talmudisten, die chassidischen Wunder-rabbis als Herrscher über das „Volk“. Trotzdem hat das Judentum, wie ich bereits in „Rasse und Rassefragen“ darlegen konnte, durch seine einzigartige Rassenzucht sich bis heute die Möglichkeit erhalten, reine Norden an Leib und Seele oder doch an einem von beiden aus sich zu erzeugen, und daß es diesen Persönlichkeiten möglich ist, geradzurück an der europäischen (germanischen) Kultur mitzuarbeiten, mag nicht zum wenigsten auf der urtümlichen und auch schon mehrfach von ihnen selbst hervor-gehobenen Verwandtschaft mit dem Germanentum beruhen.

### Kimbern und Teutonen.

Sieht man in den Guti, Cheta und Thudim Ausfendlinge der großen germanischen Gruppe, wie ich es als möglich zu erweisen gesucht habe, so versteht es sich von selbst, daß diese Volkstämme nicht die einzigen gewesen sein werden, die ihren Weg bis nach Asien genommen haben. Unweit des Landes der Guti finden wir später die Karmanen. Und da mag daran erinnert werden, daß die Perser als einziges nichtgermanisches Volk die Gottesbezeichnung „Chod“ haben, was schon lange aufgefallen ist. Die ersten Deutschen, die nach Persien kamen — mit jener Gesandtschaft, die Olearius, der erste Übersetzer des „Rosengartens“ von Saadi, mitmachte<sup>1)</sup> — waren erstaunt, das Persische dem Deutschen so ähnlich zu finden. Auch die wunderbare Märe von dem Kampf des Vaters mit dem eigenen Sohn, den er erkennt, ohne erkannt zu werden, die Märe von Hildebrand und Hadubrand, ist nur wieder in Persien gestaltet worden: in dem herrlichen Epos von Ruzem und

<sup>1)</sup> Paul Fleming hätte sie als Arzt mitmachen sollen, starb aber vorher.

Sohrab, das den schönsten Teil des „Königbuchs“ von Firdusi bildet. Anderes im Persertum ist freilich wieder deutlich nichtgermanisch, wie dies auch nicht anders sein kann, da es in der Hauptsache doch von ostindogermanischen, im engeren Sinne arischen Stämmen bestimmt wurde.

Aber selbst, wenn man Guti, Cheta und Thudim mit Goten und Geten gleichsetzt, darf man sich darunter noch nicht so scharf umgrenzte Volkstämme, wie sie in der späteren Geschichte auftreten, sehen. Sie stehen dem Gemeinindogermanischen zeitlich noch zu nahe, die Sonderart der einzelnen Stämme begann sich damals erst herauszubilden, die Grenzen waren noch unbestimmt. Dies einerseits; andererseits aber war der Weg vom Entstehungsgebiet der nordischen Rasse bis nach Asien doch der Zeit und dem Raum nach so weit, daß sich zweifellos gar mannigfache Einflüsse während des Zuges geltend gemacht haben, und das von Nichtariern wie von Mischvölkern mit mehr oder minder großen arischen Bestandteilen. So muß man in den Guti, Cheta und Thudim auch bei der Annahme der Gleichsetzung ihrer Namen mit dem der Goten und Geten, nicht germanische Volkstämme in späterem Sinne sehen, sondern solche des Übergangs zwischen Westindogermanen und Ostindogermanen, germanisch-skythische oder germanisch-arische.

Weit enger mit den Germanen waren wohl die Kimbern verbunden, ja, man hat in den Kimbern und Teutonen schlechtweg Germanen finden wollen. Aber erst das Mittelalter hat den Namen der Teutonen mit dem der Deutschen gleichgesetzt, ursprünglich heißen die Deutschen gar nicht Teutonen, auch nicht ein einzelner Stamm von ihnen, obwohl die volkstümliche Zusammenstellung das richtige traf: beide Namen sind zweifellos von thiuda (Volk) abgeleitet. Nach allem, was wir von den Kimbern wissen, waren sie eine kelto-germanische Volkstämme. Sie gingen also von dem westlichen Randgebiete der Germanen aus, wie die Guti, Cheta und Thudim von dem östlichen. Die Kimbern, um die es sich zunächst handelt, die des kimbrisch-teutonischen Einfalles, erschienen 113 v. Chr. in der römischen Provinz Noricum (Kärnten und Krain), schlugen mehr-

mals große römische Heere, durchzogen Oberitalien, Südfrankreich und das nördliche Spanien und wurden endlich, nachdem Rom weidlich den „kimbrischen Schrecken“ durchgekostet hatte, auf den raudinischen Feldern bei Verzellae (zwischen Mailand und Turin) vernichtet: sie starben entweder auf dem Schlachtfeld oder wurden in die Gefangenschaft geführt. Gleichwohl wird Blut von ihnen zurückgeblieben sein, ja die Bewohner der sieben deutschen Gemeinden (sette comuni) nördlich von Vicenza nennen sich noch heute Cimbern und behaupten von den bei Verzellae geschlagenen, aber durchaus nicht völlig vernichteten Cimbern abzustammen.<sup>1)</sup> Gelegentlich wird sogar Vicenza selbst „Cimbria“ genannt von Ferretti, einem Zeitgenossen und Freunde Dantes und Cangrandes. Die berühmten Adelsgeschlechter Conti und Collalto — Napoleons Mutter Laetitia Ramolino gehörte dem Hause Collalto an — stammen aus dieser Gegend. Die Sprache dieser „Cimbern“ ist freilich ein altbayrischer Dialekt; aber das brachte wohl die Beziehung zum deutschen Tirol mit sich. Entscheiden läßt sich hier umso weniger, als schon die alten Cimbern nach Plinius „wegen ihres hohen Wuchses und der hellen Farbe ihrer Augen“ zumeist für Germanen schlechtweg gehalten wurden. Die Blondlinge dieser Gegend können zudem ebensogut wie Kimbern und Germanen auch Kelten sein, denn hier hatten auch Kelten einst eines ihrer Hauptgebiete.

Aber der kimbrisch-teutonische Zug war nicht der erste, der von der Urheimat ausging. Die Gleichung Kimbern-Kimmerier-Gimiri-Gomer wird kaum noch angezweifelt. Wir finden bei Homer (Odyssee XI) die Kimmerier noch am Nordmeer.

Jezo erreichten wir des tiefen Okeanos Ende.

Allda liegt das Land und die Stadt der kimmerischen Männer.

Diese tappen beständig in Nacht und Nebel; es schauet Helios nie auf sie mit seinen leuchtenden Strahlen,

<sup>1)</sup> Vgl. den Aufsatz „Unter Cimbern“ von dem ausgezeichneten Alexander von Peez (in „Erlebt — Erwandert“ IV, Weimar 1914).

Weder wann er die Bahn des Himmels der Sterne hinansteigt,  
Noch wann er wieder hinab vom Himmel zur Erde sich wendet;  
Sondern schreckliche Nacht umhüllt die elenden Menschen.<sup>1)</sup>

Aber schon im achten und neunten Jahrhundert findet man sie, über den Kaukasus eingebrochen, im Nordwesten des assyrischen Reiches. Die Inschriften nennen sie „Gimiri“. Unter Assarhaddon (681—669) wenden sie sich, angeführt von dem Mandäerfürsten Theuspa und Kastarit von Karkassi, gegen Assur selbst. Sie wurden zurückgeschlagen, aber ein Teil von ihnen ließ sich an der Grenze, in Parsua, nieder und gründete da unter Theuspa ein Königreich. Theuspa ist der Teispos der Griechen, der Tschaïspis der Behistuninschrift und mithin der Vorfahr des Kyros, aber, wie vermerkt, ein Mandäer, womit auch sein ausgesprochen ostindogermanischer Name übereinstimmt. Aber auch Kastarit scheint sich ein Reich gegründet zu haben. Das ist sicher, wenn wir in seinem Namen den Kyarares der Griechen sehen dürfen. Er muß dann ein Vorfahr jenes Kyarares (624—584) gewesen sein, dessen Sohn Astyages Kyros gestürzt hat. Übrigens ist Kastarit ein rein germanischer Name; der erste Teil ist mit Casterat, Castwid, Gasto zu vergleichen, der zweite mit Bertharit, Gauterit, Ariarith und vielen ähnlichen. Beide Teile sind uralt, der erste gehört zu Gast (hospes), der zweite zu reiten. Besonders häufig sind die Namen auf rit bei den Goten; aber schon bei Tacitus kommt ein Frieser Berrit[us] vor, und gerade unter den Friesen ist das kimbrische Element stark gewesen.

Der Hauptteil der Kimmerier zog nach Kleinasien, erlitt aber hier durch König Gyges (um 657) eine Niederlage. Nichtsdestoweniger plündern sie 650 Ephesus. Sie waren eine Landplage geworden. Der älteste griechische Elegiker, Kallinos von Ephesos, befeuert die Jugend zum Kampf gegen sie.

<sup>1)</sup> Übersetzung von Johann Heinrich Voß in meiner Durchsicht (Berlin, Deutsche Bibliothek).

Bis wann säumet ihr noch? Wann faßt ihr ein mutiges Herz euch, Jünglinge? Fühlet ihr nicht vor den Bewohnern umher Scham, so träge zu ruhn? Ihr scheintet in Frieden zu sitzen, Aber indes ringsum stehn alle Lande im Krieg.

Er nennt die Kimmerier obrimoergoi, „gewaltige Laten verübend“. Aber um 600 v. Chr. werden sie von Alyattes IV. von Lydien aufgerieben. Dennoch kennt sie noch Ezechiel in seinen Reden nach der Zerstörung Jerusalems (587) als mächtiges Volk (XXXVIII):

„Und des Herrn Wort geschah zu mir und sprach:

„Du Menschenkind, wende dich gegen Gog, der im Lande Magog ist und der oberste Fürst ist in Mesech und Thubal und weisssage von ihm und sprich:

„So spricht der Herr Herr: Siehe, ich will an dich, Gog, der du der oberste Fürst bist aus den Herren in Mesech und Thubal . . . du führst mit dir Perser, Ruschiten und Putiten<sup>1)</sup>, die alle Schilde und Helme führen, dazu Gomer und alle sein Heer samt dem Hause Thogarmas, so gegen Mitternacht liegt, mit alle seinem Heer . . .“.

Nicht viel jünger dürfte die sogenannte Völkertafel der Genesis (XIV) anzusetzen sein. Da ist Gomer neben Magog (?), Madai (Meder), Javan (Jonier), Thubal (Libarener in Kleinasien), Mesech (Moscher, östlich von den Libarenern) und Thiras (Thyrsener-Etrusker) ein Sohn Japhets. Als Söhne Gomers werden angegeben Askenas, Riphath und Thogarma. In Askenas sieht das rabbinische Judentum die Germanen, wie denn der häufige Name Askenas „deutscher Jude“ bedeutet; man unterscheidet namentlich die askenasischen (deutschen und deutschpolnischen) Juden von den sephardischen (orientalischen und spanischen). Bei Homer ist Askaniös ein Führer der phrygischen Askaniier, in der späteren Sage erhält Aeneas einen Sohn dieses Namens, ein Zeugnis dafür, daß in Troja das askanische Element zu Bedeutung kam. Man

<sup>1)</sup> Luther übersetzt kûs und pût mit „Mohren und Libyer“, aber es sind gewiß nicht die nubischen Ruschiten gemeint, sondern vorderasiatische Stämme, welche, ist nicht sicher.

kann Askenas unschwer mit Scanzia, dem Namen der Insel Schonen bei Jordan und seinen noch älteren Gewährsmännern, zusammenbringen, und darf sich nicht allzusehr darüber wundern, daß den uralten Namen ein Volk in Kleinasien führt, rührt doch der der Burgunder von der Insel Bornholm (Burgundarholmr) her. Sind also die Askaniier ein Teil der Kimmerier, so ist es wahrscheinlich, daß wenigstens dieser Teil ursprünglich germanisch war, was nicht zugleich besagen will, daß sie in diesen Zeiten noch ihre heimische Sprache redeten. Welche Stämme man in Riphath und Thogarma zu sehen hat, ist weniger deutlich. Thogarma hält man vielfach für die Armenier schlechtthin, aber besser wohl sieht man in ihnen die Tocharen, die um 160 v. Chr. durch Sogdiana an die Grenze von China gelangten und sich hier ein Reich schufen.<sup>1)</sup> Ich habe diesen Stamm schon erwähnt. Seine Sprache ist westindogermanisch, aber vielfach von anderen Sprachen beeinflusst. Besonders bezeichnend ist nun, daß das „comitative“ Suffix aššäl außer im Tocharischen nur im Chetitischen vorkommt: Mitraššil Arunaššil („das Götterpaar Mithra und Baruna“, Mitrasque Varunasque) in der chetitischen Urkunde von Bogazköi. Das zeigt, daß die Tocharen einmal in der Nähe der Chetiter saßen, also in Vorderasien, wobei es gleichgültig ist, ob die Chetiter damals noch selbständige Reiche hatten oder nicht. Die Bildung der Zahlwörter ist im Tocharischen geradezu germanisch: 30 = tarjâk, 40 = štwarâk (vier = slavisch čtiri, gotisch fidwor), 50 = pñâk, 60 = saksak, 70 = šaptuk, 80 = oktuk, 90 = nmuk, 100 = kandh (althochdeutsch sehszug, sibzug, ahtzug, niunzug, hunt). Ebenso stimmen viele andere Worte auffällig gerade mit germanischen überein, so okso, man, nom, wänd, die althochdeutschen ohso (Dchs), mano (Mond), namo (Name), wint (Wind), andere sind gemeinindogermanisch wie pačar (pater),

<sup>1)</sup> Auch die Tocharen treten in Thogarma vielleicht nicht zum erstenmal auf. Schon um 1000 v. Chr. wird ein Königreich Tugrisch im Norden oder Nordwesten von Assur inschriftlich genannt, und die Teukrer Homers gehören vielleicht auch hierzu. (Teukros war der erste König von Troja).

mačar (mater), pračar (frater), por (griechisch pyr, Feuer), ku (griechisch kyon, Hund), wir (vir, gotisch wair, alt-hochdeutsch wer, Mann).

Darf man Thogarma den Tocharen gleichsetzen, so ist auch der zweite Teil der Kimmerier als germanisch oder zum mindesten germanennahe zu betrachten. Für den dritten Stamm, für Riphath, bietet sich die Gleichung mit Kubeas, das uns Plinius als einen kimbriischen Ortsnamen überliefert. Die Riphath hätten sich wie die Askenas nach ihrem Ursitze genannt. Kubeas ist ein Vorgebirge an der Grenze des „geronnenen“ Meeres, also hoch im Norden. Plinius hat seine Kenntnis kimbriischer geographischer Namen von Philemon, der aber hat zweifellos Pytheas von Massilia zum Gewährsmann, so daß der Name Kubeas bereits im vierten vorchristlichen Jahrhundert bezeugt ist, kaum zwei Jahrhunderte nach der Erwähnung von Riphath.

Daß man in Thogarma die Armenier schlecht hin sieht, beruht auf der armenischen Überlieferung bei Moses von Chorene (5. Jahrh. n. Chr.), die Thorgom einen Sohn Hayk, des Stammvaters der Armenier, die sich selbst Hayk („Herren“) nennen, sein läßt und ihm zum Sohne Armenak gibt, der zugleich der erste König des Landes ist. Der Name Thorgom stammt in seiner Form zweifellos aus dem Alten Testament, aber er muß darum nicht ungeschichtlich sein. Gerade aber dieser Bericht zeigt, daß Thorgom-Thogarma ein Volk vor der Ankunft der Armenier war. Die Armenier werden auf der Inschrift des Darius (gest. 486) zum ersten Mal genannt. Daß auch sie ursprünglich ein blondes Volk waren, ist darin bezeugt, daß Hayk, ihr Stammvater, als reiner Blondling geschildert wird. Aber man kann vielleicht weiter gehen und in den Armeniern der Zeit der Landnahme einen Germanenstamm sehen. Der Name stellt jene Form dar, die ich versucht habe, als die eigentliche möglich erscheinen zu lassen. Im Lande folgten einander Guti, Cheta, Gimiri, Thogarma und Armenier in der Herrschaft. Die Völker selbst mögen nach deren jeweiligem Ende nicht völlig untergegangen sein, aber auch andere nordische Stämme mit indogermanischen oder Mischsprachen kamen in das Gebiet und

verschmolzen später mit den Armeniern oder erhielten sich selbständig. Bei den eigentlichen Armeniern ist der blonde Typus so gut wie ganz verschwunden, bei anderen Stämmen hat er sich zum Teil bis heute erhalten. Manche Eigentümlichkeiten des Armenischen, die es nicht restlos zu den arischen Sprachen rechnen lassen, ihm vielmehr Beziehungen zu den westindogermanischen Sprachen geben, beruhen auf dieser Völkerfolge, die hier, an der Einbruchsstelle nach Asien, natürlich ist.

Vor ihrem großen asiatischen Zuge wohnten die Kimmerier am schwarzen Meer. Dort spielt sich die Sage ab, die Herodot (um 450 v. Chr.) von ihnen erzählt. Aber zu Herodots Zeit wohnten dort schon die Skythen. Nur daß es damals noch einen kimmerischen Bosporus, eine Kimmerierburg und einen Kimmerierport gab, auch noch ein großes kimmerisches Grabmal gezeigt wurde.<sup>1)</sup> Aber natürlich war nicht das ganze Volk aus den Ursitzen ausgezogen. Pytheas muß sie noch im Norden angetroffen haben, denn von ihm muß die bei Plinius erhaltene Kunde herrühren. Auch der spätere Zug der Kimbern und Teutonen betraf nicht das ganze Volk, denn noch unter Augustus senden die Kimbern Gesandte nach Rom, die die Laten ihrer Vorfahren entschuldigen sollen, wie es offiziell heißt, in Wirklichkeit wohl, um friedliche Beziehungen anzuknüpfen oder zu befestigen, wobei Worte der Höflichkeit in jenem Sinne gebraucht worden sein mögen. Immer wieder sendeten die Kimbern neue Züge in die Ferne. Ihren Namen tragen noch heute die Kymren in Wales, der Ort Kimberley, die englische Grafschaft Cumberland, vielleicht auch das dänische Himmerland.

Wie den ersten großen Zug mit den verwandten Thogarma und Riphath, unternahmen die Kimbern den zweiten im Verein mit den Teutonen, und Liguriner, Lugener und Ambronien schlossen sich weiterhin an. Den Namen der Teutonen habe ich schon durch thiuda (Volk) erklärt; er kommt auch in der Form Teutonovarii vor und erhielt sich in dem Namen von Dithmarschen. In

<sup>1)</sup> Die Krim bewahrt den Namen der Kimmerier vielleicht bis heute.

den Ligurinern und Lugenern (Lugerer?) darf man vielleicht die Tocharen (altindisch Tukhara) sehen; wie der Name der Kimbern (Kimmerier) und der Goten (Geten) erschiene auch er in doppelter Form.<sup>1)</sup> Ebenso stellen sich vielleicht die Ambronnen zu den Kimbern. Cambria ist ja der alte Name des kymrischen Wales, und daneben gibt es Gambriuir. Gerade diesen Namen nennt Tacitus uralt; manche versichern nach seinen Worten, Marser, Gambriuir, Sueben und Bandalier seien die „echten und alten“ Stammnamen. Die Form Gambriuir verhielte sich dann zu Ambronnen wie Armane zu Germane. Und man darf vielleicht noch weiter gehn und in dem Namen der Ambronnen (die Einzahl ist Ambro) eine spätere Form des alten Amuru (Amoriter) sehen. Die beiden Formen verhielten sich zueinander wie Gimiri und Kimmerier zu Kimbern und Kymren.<sup>2)</sup> Im Laufe von mehreren Jahrtausend kann sehr leicht ein und derselbe Name bei verschiedenen Völkern in verschiedener Form aufgefaßt werden, aber auch bei dem Stamme selbst kann sich die Form erheblich wandeln, wie aus thiudisco innerhalb eines einzigen Jahrtausends bei den Deutschen selbst Deutsch, Dietsch (in Flandern) und Dütsch (in der Schweiz) geworden ist.

Die wenigen kimbrischen Worte, die uns erhalten sind, hat Ludwig Wilser in seinem Werke „Die Germanen“ (2. Aufl. Leipzig 1914) zu erklären gesucht: morimarusum (id est mortuum mare, „totes Meer“, gibt Plinius an) als mori (lateinisch mors, deutsch mord) = „tot“ marusa (gotisch marisaius, althochdeutsch mareoseo) = „Meer“, cronium (mare concretum) durch kymrisches crunn,

<sup>1)</sup> Eine dritte, nasalierte, können die Lungrer bei Tacitus sein. Sie stimmte in ihrer Zusammenziehung mit den troischen Teutrerern zusammen. Die Lungrer waren eine Volksschaft in Belgien, aber ihr Name scheint, wie später der der Germanen, einen weiteren Begriffsumfang gehabt zu haben. (Tacitus ist nicht ganz klar: quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint.) Das heutige Tongern, ursprünglich Aduatuca, dann Civitas Lungrorum, war ihre Hauptstadt.

<sup>2)</sup> Tocharen und Liguriner zu Teutrer und Lungrer.

gälisches cronn (geronnen), althochdeutsches hrunnan, oeonae, „wo die Einwohner von Bogeleiern und Strandhafer leben“, durch die skandinavischen Dear (Inseln) den Sund metonomon, mentonomon oder metuonis als entstelltes metonovia (gotisch midjunahva, althochdeutsch mittanauwa oder metalauwa („Mittelwasser“), den großen codanischen Meerbusen (Codanus) als „gotischen“, lagnus, als „See“ (althochdeutsch lacha, lateinisch lacus), die Halbinsel Cartris als „Hart“ (Waldland). Auch diese Zusammenstellung deutet darauf hin, daß in den Kimbern zum wenigsten ein wesentliches Teil germanisch war. Die Teutonen sind nach ihrem Namen und nach dem ihres Führers, des in der Schlacht bei Aquae sextiae (102 v. Chr.) gefallenen Necken Teutobod, der über vier bis sechs Rösse zu springen vermochte, wohl restlos Germanen.<sup>1)</sup>

## Die Germanen im römischen Reich.

Scharf geschieden auch von den Kelten, mit denen sie am längsten in Spracheinheit verbunden gewesen sind, erscheinen die Germanen erst zur Zeit Cäsars. Und da findet man in der Rede, die der Aeduer Divitiacus vor Cäsar hält, zugleich eine kurze Geschichte des ersten größeren Germaneneinbruchs in Gallien. „Es gäbe zwei Parteien in ganz Gallien: die Führung der einen hätten die Aeduer, die der andern die Avernier. Während sie nun viele Jahre aufs heftigste um die Oberherrschaft miteinander gestritten hätten, sei es geschahn, daß die Avernier und Sequaner die Germanen zu Hilfe gerufen hätten. Die hätten anfänglich in der Zahl von etwa fünfzehntausend Mann den Rhein überschritten, nachdem aber das wilde, barbarische Volk an dem Lande, an der Kultur und an dem Reichtum Galliens Geschmack gefunden hätten, seien ihrer immer mehr herübergekommen. Zur Zeit gäbe es in Gallien ihrer hundertundzwanzig Tausend. Die Aeduer und ihre

<sup>1)</sup> Ludwig Wilser will den Namen der Teutonen nicht von thiuda ableiten, sondern von thiuth, in kimbrisch-keltischer Lautgebung teut, mit der Bedeutung „gut“ und Teutobod könnte nach ihm auch ein Gallier geheißen haben.

Vasallenstämme hätten mit ihnen mehr als einmal gekämpft, seien geschlagen worden, in großes Unglück gestürzt worden und hätten den ganzen Adel, den ganzen Rat und die ganze Ritterschaft verloren. Er selbst sei vom ganzen Staate der Aeduer der einzige, der nicht bewogen habe werden können, den Treueid zu schwören oder seine Kinder als Geiseln zu stellen. Es werde in wenigen Jahren noch kommen, daß sie alle aus Gallien vertrieben werden und die gesamten Germanen den Rhein überschreiten würden; denn weder sei Gallien mit dem Lande der Germanen, noch die Lebensweise dieser mit der der Gallier zu vergleichen. Ariovist aber herrsche, seit er die gallischen Truppen in einem Treffen besiegt habe, übermütig und grausam; er fordere die Kinder jedes Edeln als Geiseln und lege ihnen alle nur erdenklichen Demütigungen auf, sowie etwas nicht nach seinem Wink und Willen geschehe. Er sei ein barbarischer, jäher, verwogener Mensch, seine Herrschaft sei nicht länger zu ertragen!" Ariovist hatte von den Römern den Titel eines „Freundes“ empfangen, nun jedoch wurde der Krieg gegen ihn begonnen und er von Cäsar am Ostabhange der Vogesen geschlagen, die Reste seines Heeres über den Rhein zurückgeworfen (58 v. Chr.). Natürlich aber blieb ein Teil des Volkes, und wohl der größere, im Lande zurück, und ebenso selbstverständlich ist es, daß die Niederlage Ariovists die einmal in stärkere Bewegung geratenen Stämme nicht abhielt, weiterhin über den Rhein zu setzen.

Erst unter Augustus lernte man die Germanen näher und im eigenen Lande kennen. Es wurden viele Züge gegen sie unternommen, die die Römer bis an die Elbe führten. Die große Schlacht im Teutoburger Walde (10 n. Chr.) setzte diesen Zügen kein Ziel, aber dauernd unterworfen blieb den Römern nur das germanische Land westlich des Rheins; sie errichteten hier die Provinz Germania cisrhenana, das eigentliche Germanien (Germania magna) blieb frei.

Schon in Cäsars Heere dienten Germanen als Soldlinge. Cäsar hatte selbst vierhundert Germanen um sich, ließ später ihrer noch mehr aus den Gegenden über dem Rhein kommen, wo er in den vorhergehenden Jahren die

Ruhe wieder hergestellt hatte, Reiter und Mannschaft zu Fuß. Diese Germanen entschieden die Schlacht bei Noviodunum und die Hauptschlacht gegen Vercingetorix. Unter Augustus kamen dann germanische Edelinges schon von selbst nach Rom. Arminius und sein Bruder Flavus („der Blonde“) befehligten dort germanische Hilfstruppen, Flavus blieb bei den Römern und begleitete den Germanicus auf seinem Zuge gegen die Germanen, Arminius behielt auch im Stammlande seinen römischen Namen bei. Die Zahl der Germanen im römischen Heere wurde immer größer. Zunächst verschwanden die Einzelnen in der Masse, aber seit etwa 175 n. Chr. gehen sie nicht mehr völlig darin auf, bilden eine Sonderheit. Die Germanisierung des römischen Heeres und Heerwesens beginnt. Von Caracalla (gest. 217), dem Soldatenkaiser, kam Herodian schon berichten: „Oft legte er die römischen Kleider ab und ging in germanischer Tracht, in Mänteln mit Silberzierat, umher und setzte blonde, nach germanischer Haartracht frisierte Perücken auf.“

In Maximinus Thrax kam (235 n. Chr.) der erste Germane, in Carausius, der 287 bis 293 Kaiser in Britannien war, ein Menapier<sup>1)</sup>, in Magnentius (350) der erste Deutsche auf den römischen Kaiserthron.<sup>2)</sup> Maximinus Thrax war aus Thracien gebürtig, der Sohn eines Goten und einer Alanin. Sein ursprünglicher Name war Micca (vom gotischen mikil, „groß“), und dessen Übersetzung scheint Maximinus zu sein. Er war nach Capitolinus „von außerordentlicher Größe“ (nach einer andern Stelle 8 Schuh 1 Zoll, und sein Daumen „so dick, daß er das Armband seiner Frau als Ring gebrauchen konnte“), „stand unter dem ganzen Heere in hohem Rufe der Tapferkeit und hatte ein männlich schönes Äußere, dabei wilde Sitten, war unfreundlich, übermütig und wegwerfend in seinem Betragen,

<sup>1)</sup> Die Monagier hatten sich in Belgien angesiedelt und waren da mit den keltischen Belgern verschmolzen; Carausius ist ein germanischer Name.

<sup>2)</sup> Vgl. meine Arbeit „Der physische Typus und die Herkunft der römischen Kaiser“ in der „Politisch-anthropologischen Revue“ (Bd. X, 1911).

doch häufig nicht ohne Gefühl für Billigkeit und Recht. Severus beförderte ihn zu immer höheren Stellen, obwohl er noch sehr jung war; allein sein riesenmäßiger Körperbau, seine Schönheit, seine großen Augen und seine blendend weiße Hautfarbe zeichneten ihn vor allen aus.“ Sein Sohn und Mitregent, Maximin der Jüngere, „war von so außerordentlicher Schönheit, daß sich viele verbühlte Frauenzimmer in ihn verliebten, ja mehrere sogar auch Mutter von ihm zu werden versuchten“. Möglicherweise waren auch die „Dacier“ Galerius (gest. 311) und sein Neffe Maximinus (gest. 315) Germanen aus dem Osten. Denn Maximins ursprünglicher Name Daia ist germanisch. Flavius Magnus Magnentius (gest. 358 durch eigene Hand) war Germane aus Gallien, also Deutscher, wahrscheinlich Franke. Sein Mitkaiser war sein Bruder Decentius. Die Vornamen Flavius und Magnus bezeichnen ihn als Blondling und hochgewachsen. In der letzten Zeit des römischen Kaisertums herrschten die „Königmacher“ Ricimer (gest. 472) und Gundobad. Ricimer war der Sohn eines edeln Sueven und einer Tochter des Westgotenkönigs Wallia; er setzte Avitus, dessen Feldherr er war (Avitus war ein gallischer Avernier), 456 ab und brachte in der Folge den blonden Majorianus, seinen Freund, der wohl auch Germane war, Libius Severus mir unbekannter Herkunft, den kleinasiatischen Galater Flavius (Blondling) Anthemius und den vornehmen Römer Anicius Olybrius (472) auf den Thron. Den nächsten Kaiser, Glycerius, einen Soldaten dunkler Herkunft, setzte der Burgunderfürst Gundobad ein. Der letzte Kaiser war Romulus Augustulus, der Enkel des Pannoniers Latulus; Latulus ist wohl das germanische Latilo und somit Romulus Augustulus, der von Odoaker nur „aus Mitleid mit seiner Jugend und Schönheit“, wie es heißt, nicht getötet, sondern bloß verbannt wurde, Germanensprosse, wenn nicht Germane. In Odoaker wurde ein unassimilierter Germane Herr von Italien, also nicht mehr Kaiser, sondern von seinem Heere ausgerufenen König. Nur der Form wegen ließ er sich von dem oströmischen Kaiser Zenon zum römischen Patricius erklären. Er achtete auch im allgemeinen noch die bestehende Ord-

nung, ehrte den Senat, beließ die Gesetze in Kraft und ließ auch das Land von einheimischen Beamten verwalten. Aber ein Drittel des Bodens überwies er seinen Truppen, und das waren Heruler, Skiren, Manen, Rugier, Turcilingen und andere Germanen. Es dauerte nicht lange, so galten die Römer als captivi (Untermorfene), und die Verachtung, womit die neuen Herrscher ihnen zu begegnen wohl Ursache hatten, bildete den Begriff des späteren cattivo (schlecht) aus dem Worte heraus. Fortan spielten sich in Italien die Kämpfe um die Macht zwischen Germanen ab: Odoaker selbst wurde von Theodorich, dem großen Ostgotenfürsten, besiegt und mit eigener Hand niedergestossen (493). Auch Theodorich ließ Senat, Gesetze und Verwaltung im Allgemeinen bestehen, aber seinen Scharen überwies er wieder ein Drittel des Bodens. Dabei mögen wohl da und dort die früheren Eroberer um ihren Besitz gebracht worden sein, hauptsächlich aber wird man den Boden von den Römern genommen haben. Denn Theodorich war sich seines Germanentums sehr wohl bewußt, ja fühlte sich offen als der Vorherrscher aller Germanen und trat in Streitfällen als Schiedrichter auf. Um das Jahr 500 ist Italien ein Germanenland.

In dem halben Jahrtausend bis dahin hatten die Germanen immer mehr Einfluß gewonnen. Es ist natürlich ganz unsicher, wieviel Germanen sich unter römischen Namen bergen. Der erste Ankömmling pflegte noch als Germane bezeichnet zu werden, seine Söhne und Enkel galten oft schon als Römer schlechthin, ja traten als solche gegen die neu herzukommenden Stammesbrüder auf. Gleichwohl heben sich eine Reihe von hohen Beamten und Heerführern durch ihre Namen als Germanen heraus. Schon unter Gallienus (200—268) ist der Heruler Naulobatus Konsul, unter Theodosius (378—395), einem blonden Römer aus Spanien, der Vandale Stilicho Statthalter des Abendlandes, Gildo Afrikas und werden vierzigtausend Germanen ins Heer aufgenommen (382). Ammianus Marcellinus, der diese Zeiten beschreibt, nennt als höhere Offiziere alemannischer Herkunft, die „als Hauptstützen des Staates in allgemeinem Ansehen standen“,

Latinus, Agilo und den rector scutariorum Scudilo. Tribunen waren Arintheus, Senianchus, Lappo, Bainobaudes, Badomar, Nestica, Charietto, Hariobaudes, Dagalais, Balchobaudes, Lagoriman, Barzimer, Frigerid und der Franke Mallobaudes. Munderich war dux limitis per Arabiam, Merobaudes und Richomeres Konsuln. Im selben vierten Jahrhundert findet man noch Malarich als magister armorum in Gallien, Sigisvulth als comes Africae, Cariatto als comes utriusque Germaniae, Bando, Gravita, Neviogast und Nevites als Feldherrn. Es war üblich, von germanischen Völkerschaften, die sich unterwarfen, die kräftigsten Männer für das römische Heer auszuwählen, andere stellten schon ganz regelmäßig Rekruten. Dafür, daß das so zusammengesetzte Heer kein römisches mehr war, fehlte der Sinn: Ammianus schließt seine Berichte mit den Worten: „Endlich siegte die Tapferkeit der Römer.“ Das wurde auch nicht anders, als der Germane Belisar im Dienste Ostroms die Goten und Vandalen besiegte. Prokopios, der diese Kriege schildert, spricht mit Stolz von den Siegen der „Römer“. Aber nicht nur im Staats- und Kriegsdienst machen sich die Germanen bemerkbar: Flavius Merobaudes (um 435), aus Spanien gebürtig, verdienter Feldherr, war ein angesehener Dichter. Er besang vor allem den Feldherrn Aëtius, der mit seinen germanischen Truppen noch einmal die Burgunder, Westgoten und Franken abzuwehren mußte. Dazu gelangten Germanen auf die Bischofstühle selbst in entfernten Teilen des Reiches, so ein Gravita (ebenfalls noch im vierten Jahrhundert) auf den von Antiochia. Austramonius (St. Stremoine), der 253 die Stadt Clermont zum Christentum bekehrte, und Genovefa (geb. um 422 in Nanterre bei Paris) wurden die ersten Heiligen germanischer Herkunft.

Während so das späte Römerreich zu immer erheblicherem Teile sich auf die assimilierten germanischen Kräfte stützte, war es doch nicht stark genug, den Ansturm neuer Scharen dauernd abzuwehren. In seiner größten Ausdehnung, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, umfaßte das römische Reich das ganze westliche und südliche Europa mit Rhein und Donau zu Hauptgrenzen, dazu

Britannien bis zum Firth of Tay und Firth of Clyde (nur Wales war unabhängig geblieben), die Nordküste Deutschlands bis zur Elbemündung, und Dazien, das von der Theiß bis zum Bug reichte, ferner Kleinasien, Syrien, Palästina, die Sinaihalbinsel (Arabia), Ägypten und den ganzen Nordrand von Afrika bis an das atlantische Meer. Zuerst ging das Gebiet an der Rheinmündung verloren: um 240 drangen die Franken ein und setzten sich noch im dritten Jahrhundert auf der batavischen Insel fest, im Lauf des vierten bekamen sie das ganze heutige Belgien in ihre Gewalt. Die Alemannen drangen in das Rheinknie ein, das bis dahin römisch gewesen war. Im fünften Jahrhundert wurde erst (410) Britannien geräumt, dann überzogen Franken, Alemannen, Alanen, Sueven, Vandalen, Burgunder und Westgoten ganz Gallien. Nur das Gebiet an der Seine verblieb den Römern, bis der Franke Chlodwig auch diesem Rest der Römerherrschaft ein Ende machte (486), zur selben Zeit, als in Italien Odoaker sein Reich aufrichtete. In Spanien drangen 414 die Westgoten ein. Hier vollendete Eurich (gest. 484) die Eroberung. In Nordafrika begründeten die Vandalen ein Reich (439). Die Schweiz wurde um 460 burgundisch, den nördlichen Teil besetzten Alemannen. Dazien war schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts an die Goten verloren gegangen, in der nächsten Folgezeit lösten sich auch die jetzt deutschen Teile Osterreichs von Rom los. Illyrien fiel an den Westgoten Marich (405). Die Herrschaft über den Osten war durch die Teilung des Reiches nach dem Tode Theodosius des Großen (395) verloren gegangen.

Ostrom erhielt sich unter wechselnden Geschicken noch über ein Jahrtausend, bis zum Fall von Konstantinopel (1453). Es hatte in diesem Zeitraum noch mehrmals Epochen glänzenden Aufschwungs. Man pflegt die byzantinische Geschichte zu einseitig nur als eine unendliche Folge von blutigen Thronwirren und unfruchtbaren Theologenstreitigkeiten anzusehen. Zunächst war Ostrom, wie rasch auch seine Herrschergeschlechter wechselten, nach außen noch ein starker, von einer festen Idee getragener Staat und entfaltete auch

eine große Macht. Zwar in Asien verschoben sich die Grenzen trotz unaufhörlichen Kriegen nur wenig, aber in Afrika wurde zu den übernommenen Provinzen Ägypten und Libyen das vandalische Reich erobert und ebenso ein Teil Italiens, Sizilien und Südspanien. Die Byzantiner führten den Namen Roms fort; sie nannten sich selbst Romaer und wurden ebenso von Persern und Arabern genannt. „Rom“ ist noch lange der Name Kleinasiens geblieben. Staatsprache war das Griechische. Daß Ostrom sich so lange und in solchen Verhältnissen erhalten konnte, hat seinen Hauptgrund darin, daß sein Gebiet in viel geringerer Maße von den Germanen überzogen wurde. So gelang es, durch Klugheit die Kräfte zu binden, und für den Staat selbst nutzbar zu machen. So hatten es ja auch die Römer anfänglich getan. In Ostrom blieb es bis zur Aufrichtung des lateinischen Kaisertums so und dieses wurde zwar von Germanen geschaffen — wie auch die verschiedenen kleinen Kreuzfahrerfürstentümer —, aber nicht als Germanenreich. Es ist darum nicht so leicht, den Anteil der Germanen an der Geschichte Ostroms klar zu legen. Wie im älteren Rom mögen sich auch da gar manche Germanen unter fremden Namen verbergen.

Germanen wurden schon unter Theodosius ins Reich aufgenommen. Namentlich in Thracien und Mösien, aber auch in Phrygien und in Syrien siedelten sie sich landschaft- oder kolonienweise an. Die Herkunft aus solchen Landschaften oder Kolonien gibt eine gewisse Gewähr für germanische Abstammung, ebenso der germanische Name. Der allerdings nur für die erste Zeit, denn später wurden Namen wie Leo und Romanos<sup>1)</sup> allgemein. Aber auch hier ist bei einigen Persönlichkeiten die germanische Herkunft geschichtlich überliefert.

Schon der Vormund Arkadius', des älteren Sohnes Theodosius des Großen, Rufinus, scheint Germane gewesen zu sein. Er war „Gallier“, aber wohl nicht Kelte,

<sup>1)</sup> Leo und Romanos haben mit leo (Löwe) und romanus (Römer) nichts zu tun, ebenso Germanos nichts mit „Germane“. Die Lautgleichheit ist zufällig. Leo, Romanus und Germanus waren im Lateinischen niemals Vornamen.

da sein Name (von rufus) auf Blondheit deutet und unter den Kelten Galliens der alte Nassetypus damals schon längst ausgestorben war. In das erste Jahr des oströmischen Reiches fällt der gewaltige Wifingerzug des Westgoten Marich durch Thracien nach Konstantinopel, nach Athen, Korinth und in die Peloponesos. Westrom unter dem Vandalen Stilicho als Oberfeldherrn zwang ihn zum Rückzug. Ostrom aber gewann ihn durch die Ernennung zum Statthalter von Illyrien. Bald danach kam es zu einer Erhebung unter den Goten in Phrygien, und der Germanenführer Gainas wurde in Konstantinopel selbst der eigentliche Machthaber. Rufinus wurde von ihm ermordet (nach 395), und Arkadius mußte Gainas zum Oberfeldherrn ernennen und seine Truppen in der Hauptstadt aufnehmen. Dort freilich wendete sich gegen sie, die Arianer, das rechtgläubige Volk, und ihrer siebentausend Mann wurden niedergemacht. Mit dem Rest seines Heeres ging Gainas nach Thracien, wurde aber geschlagen und floh zu dem Hunnenfürsten Uldes, und der tötete ihn. Dann spielt der Alaner Aspar, Feldherr, Patricius und Statthalter des Orients, eine ähnliche Rolle wie im Westen Ricimer: er setzt, da er als Arianer selbst nicht Kaiser werden kann, seinen Haushofmeister Leo, einen „Thraker“, auf den Thron. Auch Leo mag Germane gewesen sein, aber jedenfalls bereits assimiliert, da er orthodox war. Leo führt in der Geschichte den Beinamen der Große. Ihm waren die Germanen zu übermächtig, so stützte er sich auf seine isaurische Leibwache. Aspar und sein Sohn Ardaburios wurden hingerichtet. Leos Nachfolger wurde sein Schwiegersohn, der Isaurier Tarasikodissa, unter dem Namen Zenon. Die Isaurer waren eine kleinasiatische Völkerschaft, die zumal ob ihrer Seeräuberei berüchtigt war. Sie brachten als Herrscher einen starken Zustrom levantinischer Kultur, der, später durch ähnliche Einflüsse verstärkt, den Osten immer scharfer von dem Westen schied. Immerhin war auch noch unter Zeno ein Gote (Johannes) Oberfeldherr, und Theodorich wurde von ihm zum Patricius, magister militum und Konsul erhoben. Ja, in Zenons Auftrag eroberte Theodorich Italien. Unter

Justinian (527—565), der selbst nicht germanischer Herkunft gewesen zu sein scheint<sup>1)</sup>, besiegte Belisar, der Sprosse der Kolonie Germana im heutigen Serbien, als Oberfeldherr die Vandalen und die Goten. Undank war Belisars Lohn; die Sage hat ihn geblendet werden lassen.

Auf Justinians Nachfolger Justinus II. folgte in Liberos (578—582), einem „Thraker“, vielleicht ein Germane; dessen Nachfolger Maurikios, sein Schwiegersohn, trägt einen germanischen Namen (altdeutsch Mauricho, neudeutsch Morike), aber erst Leo III., den Isaurier (717—741) kann man mit einiger Sicherheit als Germanen ansprechen, weil er einer Germanenkolonie (Germanikaia in Syrien) entstammt. Er war der erste bedeutende Herrscher nach Justinian. Etwas von germanischer Art kann man bei Leo darin sehen, daß er sich gegen den orthodoxen Bilderdienst feindlich stellte, ganz wie die arianischen Goten und später die Reformation. Auf Leo folgte sein Sohn Konstantinos V. (741—775), dem die Ikonodulen (Bilderverehrer) den Beinamen Kopronymus (Kotmensch) verschafft haben, auch er wie sein Vater ein tapferer und glücklicher Feldherr. Noch Enkel und Urenkel Leos saßen auf dem Thron, aber schon als Werkzeuge anderer. Der Urenkel, Konstantinos VI (780—797), war mit Rotrud, einer Tochter Karls des Großen verlobt. Irena, seine Mutter, hob die Verlobung auf und ließ später den Sohn blenden. Auch in der sogenannten phrygischen Dynastie (820—867) — Michael II., der Stammher, Theophilos, Michael III. — mag germanisches Blut geflossen sein, da sie aus Phrygien, dem von Goten und Gruthungen besiedelten Lande, stammte und aus dem Militär hervorgegangen ist. Unter Michael III., dem Säuser, stand Bardas, der Bruder der Kaiserin-Mutter und Regentin Theodora, an der Spitze des Staates. Bardas ist das altdeutsche Barda.

<sup>1)</sup> Er stammte aus dem Dorfe Laurisium in Makedonien, in der Nähe des heutigen Ustüb, und war bäuerlicher, also wohl thrakisch-illyrischer Abkunft, seine Muttersprache war das Lateinische. Er folgte seinem Oheim Justinus, ihm wieder sein Neffe Justin II. Ein anderer Neffe hieß Germanos und war mit Mataswinta, einer Tochter der von Theodahat ermordeten Amalswinta, also Enkelin Theodorichs des Großen, vermählt.

Unter den Phrygern erschienen (860) die russischen Normannen vor Konstantinopel; achtzig Jahre später kamen sie unter Igor zum zweitenmal. Beide Angriffe mißlingen. Aber Byzanz wußte sich wie früher die Goten, so jetzt die Waräger zum Dienst zu gewinnen: sie wurden in Sold genommen und bildeten als Leibwache den Kern des Heeres. Wohl von ihnen melden die Araber, wenn sie von den blondbärtigen Byzantinern sprechen. Kein geringerer als Olaf des Heiligen Bruder, Harald Haardraade, der spätere König von Norwegen, war eine Zeitlang (1030—1046) Kommandant dieser „Varangen“ (dies die griechische Schreibweise), und erfocht gegen Seeräuber und Sarazenen viele glänzende Siege. Übrigens gab es auch friedliche Beziehungen zwischen Skandinavien und Byzanz, Zeuge dessen der Kaufmann Gris Samingsson, der um 1000 Konstantinopel besuchte.

Von den griechischen Dichtern und Gelehrten trägt nur der Grammatiker Suidas (um 970) einen germanischen Namen, aber wenn die Familienüberlieferung der Komnenen auf Wahrheit beruht, daß nämlich diese Dynastie von dem südslavischen Goten Schischman, dem Boiwoden von Tirnova, abstammt, sind die gelehrten Kaiser Alexios I. und Manuel, sein Enkel, und Anna Komnena, Alexios' Tochter, die Geschichtschreiberin der Zeit ihres Vaters, wenigstens zum Teil Germanen. Anna Komnena berichtet, daß in Konstantinopel in den Schulen auch fränkische Kinder unterrichtet wurden. Diese Franken sind die abendländischen Kreuzfahrer, mit denen Byzanz oft genug in Konflikte geraten war. Schon der erste Kreuzzug hatte auf ehemaligem oströmischen, mittlerweile islamisch gewordenen Boden fränkische Reiche entstehen gesehen. Im Jahre 1204 wurde auch in Konstantinopel ein solches Reich aufgerichtet, das „lateinische Kaisertum.“ Es herrschten jetzt germanische Ritter in Konstantinopel: Balduin I. von Flandern, Heinrich, der Bruder Balduins, Peter von Courtenay, Robert, Johann von Brienne, Balduin II. Aber schon 1267 gelang es von Nikäa aus den Thron für die Byzantiner zurückzuerobern. Andere Kreuzfahrerreiche waren von längerer Dauer.

Das von Antiochien bestand unter seinen sechs Boheimunden von 1098 bis 1268, das von Jerusalem 1099 bis 1186, das von Cypern selbständig von der Eroberung durch Richard Löwenherz (1191) bis 1426, als Besitz der Republik Venedig, an die es Catarina Cornaro, die blonde Venezianerin, abgetreten hatte, bis 1570, das Herzogtum Athen, von dem Burgunder Otto Delaroche gegründet, von 1205 bis 1458, das Johanniterreich auf Rhodos von 1310 bis 1522, die Herrschaft der Genuesen und der Venezianer auf Kreta von 1204 bis 1645. In all der Zeit kamen unzählige Scharen germanischer Edeline nach all diesen Gebieten. Zeugen davon sind noch heute manche großgewachsene Blondlinge, die man bis in die Täler des Libanon hinein findet und leicht als Kreuzfahrernachkommen erkennt. Wie sehr die Bevölkerung zum Teil mit germanischem Blute durchsetzt worden war, ersieht man aus jener hübschen Sammlung volkstümlicher Lieder, die um 1350 auf Rhodus entstanden und das „Alphabet der Liebe“ betitelt ist. Da heißt es von dem geliebten Mädchen, daß es „weiß und blond“ ist, und ihre Augen sind schöner als Saphirstein. Man weiß ja, daß die Tempelritter es mit ihren Gelübden nie sehr ernst genommen haben. So sind dann auch Horuk Barbarossa und Chairaddin Barbarossa, die Söhne eines zum Islam übertretenen Löpfers auf der Insel Lesbos, gewaltige Seeräuber und Begründer der Osmanenherrschaft in Nordafrika zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, ihrer blonden Bärte wegen, die ihr Beinamen bezeugt, als Germanensprossen zu betrachten.

### Goten und Normannen.

Der Name des einst so gewaltigen Volkes der Goten ist heute, wenn wir von dem dänischen Jütland und dem schwedischen Gotland und etlichen Ortsnamen weit umher in Europa absehen, ausgestorben. Es gibt keine Goten mehr. Etwas anderes aber ist es um das Gotenblut. Noch lange war in Spanien das ser Godo (Gote sein) das wesentliche für den Adel und immer dann und wann

erinnerte sich ein Spätling seiner gotischen Vorfahren. Und wenn man die Geschichte der Goten verfolgt, mögen gar manche dieser stolzen Ahnenträume Berechtigung gewinnen. Ich habe bisher vermieden, von einzelnen Stämmen zu sprechen, den der Goten aber habe ich von Anfang an als eine Sonderheit herausgehoben. Allerdings schied er sich nicht ohne Übergänge von den westlichen Germanen, so daß man mehrfach im Zweifel ist, welchem Zweige man diesen oder jenen Stamm zuweisen soll. Ebenso wie der Gotenname ist auch der Normannenname fast ganz verflungen. Nur die französische Normandie und Norwegen tragen ihn noch. Aber die Erinnerung ist da ungleich lebendiger, wie denn die große Geschichte der Normannen uns um fast ein halbes Jahrtausend näher liegt. Goten und Normannen sind nicht restlos einander gleichzusetzen. Die Normannen sind enger mit den Westgermanen verbunden und haben sich in ihren Nachkommen, den Skandinaviern, noch enger an sie angeschlossen, sich mit ihnen vielfach verbunden, ihre Sprache von der westgermanischen, namentlich der deutschen, sehr wesentlich beeinflussen lassen.

Als Sondergruppe unterscheiden wir die Goten vor allem durch ihre Sprache. Wir haben davon als Hauptdenkmal die Bibelübersetzung, die Wifilas (311—383) veranstaltete, können aber schließen, daß es ursprünglich ein viel reicheres gotisches Schrifttum gab. Das Bibelwerk ist in Bruchstücken zweier herrlicher Handschriften erhalten, das zeigt, welchen Wert man darauf legte. West- und Ostgoten verstanden einander ohne weiteres. Dagegen mag schon damals die Verständigung mit den Westgermanen weniger leicht gewesen sein. Wir haben freilich althochdeutsche Sprachdenkmäler erst aus dem achten Jahrhundert. Das ist auch zu berücksichtigen beim Vergleich des Gotischen mit dem Altnordischen. Es seien ein paar Beispiele dafür gegeben.

Gotisch:	Altnordisch:	Althochdeutsch:	Neudeutsch:
hairdeis	hirdhir	hirti	(der) Hirt
hairdeis	hirdhis	hirtes	(des) Hirten
halrdja	hirdhi	hirte	(dem) Hirten

Gotisch:	Altnordisch:	Althochdeutsch:	Neudeutsch:
hafrdi	hirdhi.	hirti	(den) Hirt
hafrdjôs	hirdhar	hirtâ	(die) Hirten
hafrdjê	hirdha	hirteo	(der) Hirten
hafrdjam	hirdhum	hirtum	(den) Hirten
hafrdjans	hirdha	hirtâ	(die) Hirten
giba	giôf	geba	(die) Gabe
gibôs	giafar	geba	(der) Gabe
gibái	giôf	gebu	(der) Gabe
giba	giôf	geba	(die) Gabe
gibôs	giafar	gebâ	(die) Gaben
gibô	giafa	gebôno	(der) Gaben
gibôm	giôfum	gebôm	(den) Gaben
gibôs	giafar	gebâ	(die) Gaben.

Das Gotische stimmt mit dem Altnordischen darin überein, daß es die Werfalle von Ein- und Mehrzahl des ersten Wortes auf -s (-r) bildet, während das althochdeutsche es hier nicht hat, ebenso den Wessenfall der Einzahl und Wer- und Wenfall in den gewählten Beispielen von giba; das Althochdeutsche hat außerdem für sich allein den Wessenfall der Mehrzahl auf -ôno, der aber im Gotischen und Altnordischen bei anderen Worten vorkommt (hafrtanê, hiartna, „der Herzen“). So erscheint als Hauptmerkmal das -s (-r) der beiden Werfalle, das im Althochdeutschen völlig fehlt, im Gotischen und Altnordischen aber stets gleichzeitig auftritt: gasts, gestr (urnordisch gastir), deutsch gast; hlaifs, hlaibôs, hlaifr, hleifar, deutsch laib, laibe; dags, dagr, deutsch tag; wigs, vegr, deutsch wog; walthus, vollr, deutsch wald; snaiws, snaer, deutsch Schnee; skalks, skálkr, deutsch schalk (Knecht); rauths, raudhr, deutsch rot; gôds, gôdhr, deutsch gut; liufs, ljufr, deutsch lieb. Bezeichnend ist auch, daß das Gotische und Skandinavische das ostindogermanische Wort für Weib gemein haben: qinô, schwedisch kvinna wie griechisch gynê, altindisch gna, armenisch gin, persisch zân, slavisch žena. Dem Deutschen ist dieses Wort (althochdeutsch quena) früher verloren gegangen. Noch manche solche Verschiedenheiten im Wortschatz ließen sich feststellen. Daneben gibt es aber auch wieder zahlreiche Brücken zwischen dem Gotischen und dem Skandinavischen und Deutschen.

Ebenso läßt sich vielleicht auch der äußere Typus der Goten von den Westgermanen in Nebenmerkmalen scheiden. Da scheinen die „großen Augen“, die an ihnen schon seit Maximinus Thrax immer wieder hervorgehoben werden, kennzeichnend zu sein. Denn überall, wo Goten in größerer Zahl aufgingen, unter dem Adel der Südslaven, der Italiener und der Spanier zumal, findet man die rein und ruhig gezeichneten von starken Brauenbogen überwölbten „großen“ Augen. Dazu findet sich eine starke, gebogene Nase, ein voller, doch ebenmäßiger Mund mit geschwungenen Lippen. Es ist der Typus des Dürerschen Christuskopfes.

Hält man die von dem Goten Jordanes und Prokopios überlieferte Gleichung Goten = Geten für begründet, so findet man das Volk schon von Herodot erwähnt. Es saß damals zwischen dem Hâmus (dem heutigen Balkan) und der Donau. Dareios Hystaspes von Persien zwang sie bei seinem Zuge gegen die Skythen (515), ihm Gefolgschaft zu leisten, seit der Mitte des vierten Jahrhunderts dehnte es seine Herrschaft nach Norden über Siebenbürgen, die Walachei und den Dnjestr aus. Alexander der Große bekriegte sie 335, Lysimachos 292. Die westlichen Geten wurden Daken genannt. Früher bei (Herodot) erscheint der Name Agathyrsen für die Bewohner des Gebietes. Thyrsen mag man sehr wohl zu den Thyrsen der Edda, aber auch zu den Tyrsenern (Etruskern) stellen. Sie galten als ein skythisches Volk. Schon zu Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts bestand unter dem König Kubobastes (Droles) ein mächtiges Dakerreich, das mit den benachbarten Bastarnern Kämpfe zu bestehen hatte, im ersten Jahrhundert herrschte Burebista (Birebista) über Dakien und Geten von der Donau bis zum Dnjestr. Der Priester Dekainos stand ihm bei seinen Reformen im Innern zur Seite. Wiederholt fielen die Dakier in der Folge ins römische Land ein, drangen nach Mösien, sogar nach Makedonien vor. Die Römer schlugen sie zurück. Unter Dekabalus — König Duras hatte freiwillig zu seinen Gunsten auf den Thron verzichtet — wurde Dakien, das wieder geeint war, den Römern gefährlich. Erst Trajan

befiegte Desebalus (102) und machte, nachdem er die Hauptstadt Sarmizegetusa erobert hatte, Dakien zur römischen Provinz (107). In Burbista ist leicht ein gotischer Name zu sehen (Ariovist und Segest, aus Seguvist entstanden, bieten sich als Parallelen), ebenso in Duras, das mit dem nordischen thurs, „Riese“, zusammengebracht werden kann. Rubobast stellt sich mit seinem zweiten Teil zu deutschen Namen auf vast (fest, stark) wie Urdavast, Urfast, Merumfast, mit seinem ersten zu altnordischem hrappa (eilen), das in deutschen Namen wie Rasso, Raghold, Raffold, Rafulf vorkommt. Defain[os] und Deseb[al]os bezeichnen den Träger nur als Daker und Dakerfürsten. In -bal (-val) sehe ich das gemeingermanische -wald (gotisch valdan, „walten“, herrschen). Die Überlastung dieses und des nächsten Abschnittes mit Namensdeutungen möge damit entschuldigt werden, daß es bis jetzt nur das hochverdienstliche „Altdeutsche Namenbuch“ von Ernst Förstemann (Zweite Auflage, Bonn 1901) gibt, das bloß in wenigen Fällen die Namen außerdeutscher Personen heranzieht, aber keines, das die „hunnischen“ und insbesondere die „slavischen“ Namen behandelt. Gerade die Deutung slavischer Namen beruht darum fast ganz auf eigenen Ergebnissen. — Wenn später die ganzen Geten mit den Goten, die in ihr Gebiet eindrangen, völlig verschmelzen konnten, so beruht das wohl auf ursprünglicher Gemeinschaft, die dadurch nicht aufgehoben war, daß die Geten als frühere Ausföndlinge oder Randstamm Jahrhunderte hindurch eine selbständige Geschichte hatten.

Die eigentlichen Goten saßen zur Zeit Pythias' noch im Norden am Meer, wohl nicht weit von dem schwedischen Gotland. Die Goten selbst wollten von der Insel Scanzia (Skandinavien) gekommen sein. Von da seien sie unter ihrem König Berich ausgezogen. Das war wohl noch vor der Wende unsrer Zeitrechnung. Denn um 19 n. Chr., als sich Catualda, vor Marbod fliehend, bei den „Gothonen“ (so schreibt Tacitus) aufhielt, scheinen sie schon auf dem Festland, vielleicht schon unweit der Markomannen, ihren Wohnsitz gehabt zu haben. Catualda eroberte sich von ihnen aus das Markomannenreich und vertrieb Mar-

bod. Im zweiten Jahrhundert dehnten sie ihre Herrschaft immer weiter aus, so daß sie von der Ostsee bis zum schwarzen Meer und von der Theiß bis zum Don reichte und vor allem auch das Hauptgebiet der Geten umfaßte. Von Berich bis Filimer, dem Sohn Gandarichs, unter dem die Goten die Donau erreichten, sollen freilich nur fünf Könige geherrscht haben; die füllen die Zeit von etwa 50 v. Chr. bis 200 n. Chr. schwerlich aus. Sicher wird die Geschichte der Goten erst, seit sie mit den Römern in Berührung kamen; 213 hat Caracalla ihre ersten Heerhaufen an der Donau zurückzuwerfen. Schon zu Anfang erscheinen sie in zwei Stämme, in die Westgoten und in die Ostgoten geteilt, jene von den Balten, den Rühnen, diese, die auch Gruthunge genannt werden, von den Amalern (der Name ist nicht zu deuten), beherrscht. Es ist möglich, daß sie schon unter zwei Fürsten ausgezogen sind, unter dem Balten Berich und einem ungenannten Fürsten, der in einer Chronik als Thanan erscheint und wohl mit Gaut, dem Stammvater der Amaler, gleichzusetzen ist. Gaut bezeichnet ihn als Goten. Der erste Fürst in dem neuen Wohnsitz, sein sechster Nachfahr, nennt sich Ostrogotha („Ostgote“), ebenfalls ohne anderen Namen.

Die Westgoten hatten ihr Reich von den Karpathen bis zum Dnjepr, die Ostgoten wohnten darüber hinaus in den Steppen Südrußlands. Aber auch unter den noch weiter nach Osten wohnenden Völkern herrschten Goten. So unter den Sarmaten nördlich des Asowschen Meeres, als deren Führer uns Archar(ius) und Mausimod genannt werden, so vor allem unter den Hunnen, die erst durch sie wieder zu Macht gelangten. Balamir, der um 370 gegen die Ostgoten zieht und sie unterwirft, Rugila (gest. 434), Mundiuich, Rugilas Bruder, und seine Söhne Attila und Bleda tragen alle gotische Namen. Aber auch der Name der Hunnen selbst ist germanisch. Er kommt im deutschen Hunsrück und in Personennamen wie Hunila und Hunerich schon vor dem Erscheinen der Hunnen in Europa vor, seine Bedeutung, wie sie das keltische funi (hoch) am besten erhalten hat, ist „die Hochgewachsenen“, also ganz ähnlich dem der Goten. Dagegen spricht nicht, daß die Hunnen

ihren Namen von jenen Hiung-nu, den Huna der Inder und Hunavô der Zendavesta haben, die um 1300 v. Chr. das chinesische Reich bedrängten und späterhin noch lange Asien mit ihren Taten erfüllten. Es war ihnen zuletzt nur der große alte Name geblieben. Das Volk, das ihn trug, hatte mit den Hiung-nu nichts mehr zu schaffen. Es war ein fleingewachsenes, plattnasiges, dunkles Polarvolf, daß den Goten so häßlich erschien, daß sie es von gotischen Zauberinnen (Heren) mit Waldschratten erzeugt sein ließen. Dieses Blut muß aber auch bis hinauf in die Herrscherfamilie gedrungen sein, denn Attila wird uns als echter Hunne geschildert. Obwohl dann noch viel germanisches Blut in den hunnischen Adel aufgenommen wurde, vermochte sich die Herrschaft doch nicht zu erhalten. Attilas Sohn Trnak führte die Massen wieder in die Steppe zurück; die Hunnen verschwanden damit aus der Geschichte.

Die Goten unternahmen von ihren neuen Reichen aus zahlreiche Wifingerzüge; 251 brachen sie in Mösien und Thrakien ein und besiegten den Kaiser Decius, 258 und das folgende Jahr plünderten sie die Küsten des Schwarzen Meeres, des Propontis und des griechischen Archipels, steckten den Tempel der Artemis in Ephesos in Brand, landeten in Athen und beraubten die Stadt, gedachten sogar Italien heimzusuchen. Zehn Jahre später fuhren sie mit zweitausend Fahrzeugen, über dreihunderttausend Mann stark von der Dnjestrmündung aus wieder ins ägeische Meer, erschienen auf Kreta und Zypern, landeten endlich bei Thessalonich, wurden aber von Kaiser Claudius, einem Illyrer, bei Naissus (Nisch) geschlagen und zersprengt. Aber Aurelian, der auf Claudius „Gothicus“ folgte, mußte den Goten schon im Jahr darauf das ganze linke Donauufer (Dakien) abtreten. So wurde für einige Zeit der Friede erkaufte. Die Goten gingen als erste Germanen zum Christentum über. Sie nahmen es in der arianischen Form an. Das mag Zufall gewesen sein, aber doch nur Zufall in dem Sinn, wie später die Reformation nur unter den raffehafteren Germanen eine bleibende Stätte fand. Im Gegensatz zu dem orthodoxen Christentum mit seiner orientalischen Pracht und seiner orientalischen Spitzfindig-

keit war das arianische fast protestantisch „nüchtern“. Aber es handelt sich weniger darum, was der Arianismus ursprünglich war, als darum, was er bei den Germanen, die allein daran festhielten, wurde. Der Gegensatz bildete sich, was das Wesen betrifft, erst dadurch heraus: hier germanische Innerlichkeit, dort südländische Außerlichkeit. Schon an der Synode von Nikäa (325) nahm ein gotischer Metropolit teil. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts wirkte Ulfilas auch schon unter den Westgoten jenseit der Donau und gewann viele Anhänger. Als eine Christenverfolgung ausbrach, ging er mit einem großen Teil der Neubekehrten ins römische Reich über und schuf dort als ihr Bischof die gotische Bibel. Auch das verbindet den gotischen Arianismus mit der Reformation: Gottes Wort in der Sprache des eigenen Volkes. Der Balte Fritigern wurde selbst Christ, und als er, vor den Hunnen fliehend, mit seinem Volke diesseit der Donau im römischen Reich Aufnahme finden wollte (375), war die Taufe Bedingung. Athanarich freilich, sein Nachfolger, war dem Christentum wieder feindlich gesinnt. Aber das brachte nur einen vorübergehenden Rückschlag. Im fünften Jahrhundert waren Ost- und Westgoten, dazu die nahe verwandten Burgunden und Vandalen und auch schon die Longobarden Christen, sie alle Arianer.

Die Schicksale der Goten sind eine der größten Tragödien der Weltgeschichte: ein glänzend begabtes Volk, das doch als lebendige Macht nach wenigen Geschlechterfolgen untergeht. Unter dem Amaler Hermanarich, dessen Oberhoheit auch die Westgoten anerkennen, steht das Reich auf seinem Gipfel. Dann kommt der Hunnenansturm. Der greise Hermanarich gibt sich selbst den Tod, als er den Untergang seines Reiches voraussieht. Die Ostgoten unterwerfen sich den Hunnen, die Westgoten begeben sich in den Schutz des römischen Reiches und werden in Thrakien angesiedelt. Die Kraft des Volkes ist noch ungebrochen. Die Westgoten erheben sich alsbald gegen ihre Schutzherrn, Alarich ist ihr Führer. Sie dringen bis in die Peloponnesos, brechen in Italien ein, erstürmen Rom (410), erobern, zunächst im Auftrag Westroms, Südgalien und

Nordspanien, kämpfen mit den Römern gemeinsam gegen die Hunnen mit den verbündeten Ostgoten und Gepiden und gründen endlich in Spanien ein Gotenreich, das sich bis zum Einbruch der Araber (711) erhält. Die Ostgoten machten sich erst nach dem Tode Attilas selbständig. Sie wohnten jetzt in Pannonien. Von hier aus stellt sich Theodorich in die Dienste Ostroths, stürzt Odoaker und richtet in Italien ein Ostgotenreich auf. Theodorich beherrscht Italien, Sizilien, die Provence; die Heruler an der Donau und die Alemannen in den Alpen erkennen seine Schutzherrschaft an. Theodorich stirbt 526, und schon drei Jahrzehnte später sind die Ostgoten von Belisar besiegt und zersprengt.

Die Goten mögen um die Wende unserer Zeitrechnung aus ihrer skandinavischen Heimat aufgebrochen sein, sieben Jahrhunderte später beginnen die Normannenzüge. Man darf sich nicht vorstellen, daß unterdessen die Abwanderung völlig geruht habe, vielmehr haben gewiß zu allen Zeiten kühne „Wikingen“ auf ihren so kleinen, aber doch so widerstandsfähigen „Schnecken“ und „Drachen“ Fahrten zu den nächsten Küsten und immer weiter hinaus unternommen. Handelsleute nahmen dann auch den Weg zu Lande. Aber jetzt erst, sei es durch heimische Verhältnisse getrieben, sei es durch die besonderen Erfolge einiger Fahrten angezogen, ziehen Wikingen in ganzen Scharen aus und werden, wo sie früher nur Beutegänger waren, Eroberer und Staatengründer. Sie suchen schon zu Karls des Großen Zeit Frankreich und England heim. Ragnar Lodbrok, einer der berühmtesten dieser ersten Wikingen, endet in England in einer Schlangengrube. Mit ihren Schiffen können sie sehr weit die Flußläufe hinauf fahren. Sie dringen in die Seine, die Garonne, in die Rhone und in die Maas ein. Mehrfach besetzen sie Gebiete für längere Zeit und werden da der Schrecken der Umgegend. Aber zu einer dauernden Ansiedelung kommt es erst, als Karl der Einfältige dem Hauptling Rollo (Rolf) seine Tochter Gisela zur Frau gibt und ihn zur Annahme des Christentums bewegt (911). Die Normannen nahmen sehr rasch das Französische an. Schon 943 sprach man in Rouen nicht

mehr norwegisch, wohl aber noch in Bayeux, das fast ganz von Normannen bewohnt war. Die französischen Normannen eroberten dann England, und so wird die Normandie englisches Gebiet. Im Jahre 1259 kommt sie an Ludwig den Heiligen von Frankreich, behält aber noch eine gewisse Selbständigkeit.

In England setzten sich die Normannen 836 in Northumberland und Mercia fest. Die Dänen, die unter Sven und Knut in England herrschten, rotteten die Normannen fast gänzlich aus, aber mit Wilhelm dem Eroberer kamen (1066) die französischen Normannen ins Land und machten sich zu seinen Herrscher. Der englische Adel ist solcherweise zum großen Teile normannischen Ursprungs. Sprachlich germanisierten sich die Normannen in England wieder.

Ein zweites Normannenreich entstand in Unteritalien und Sizilien. Noch im neunten Jahrhundert waren die Wikingen ins Mittelmeer eingedrungen und hatten selbst die Küsten Griechenlands und Kleasiens geplündert. Normannen aus Frankreich traten in den Sold süditalienischer Fürsten und erhielten 1027 für ihre Hilfe gegen Griechen und Sarazenen einen Landstrich verliehen, wo sie eine unabhängige Grafschaft gründeten. Normannen aus der Heimat verstärkten ihre Macht. Sie eroberten Apulien, Papst Leo IX. belehnte sie gegen Zusicherung eines Erbzinnes an den apostolischen Stuhl mit allen Ländern Unteritaliens, die sie schon erobert hatten oder noch erobern würden. Robert Guiscard nahm den Herzogtitel an, Roger II., der Sohn Rogers I., des Bruders Robert Guiscards, der den Sarazenen Sizilien entrissen hatte, wurde von Papst Anaklet II. in Palermo zum König von Neapel und Sizilien gekrönt (1130). Roger nahm dafür Anaklets Nichte zur Frau, wodurch bekanntlich jüdisches Blut in die Hohenstaufen kam; denn Anaklet war der Enkel eines getauften Juden und die Nichte stammte aus seines Vaters Familie, den Pierleoni. Da Rogers II. Sohn Wilhelm kinderlos verstarb, fiel das Reich als Erbe an seine Tochter und an deren Gatten, Heinrich VI. (1189). Auch in Sizilien erhielt sich im Adel noch lange das Bewußtsein der

barbarischen Herkunft; man erkannte einander an dem blonden Haar. Aber die Sprache war längst aufgegeben; viele waren schon romanisiert ins Land gekommen.

### Die südslavischen Gotenstaaten.

Das Reich der Goten, das in seiner größten Ausdehnung von der Ostsee bis zum schwarzen Meere reichte, wurde von den Hunnen nur zertrümmert, nicht vernichtet. Wie die Westgoten in Pannonien nach Attilas Tode wieder selbständig wurden, so auch zweifellos zur selben Zeit oder bald darauf die anderen gotischen Gebiete; manche von ihnen mögen überhaupt nicht von den Hunnen berührt worden sein. Die Geschichte dieser Zeit ist dunkel, erst wider zu Anfang des siebenten Jahrhunderts hört man von gotischen Staaten. Da rufen die Byzantiner die Goten aus Weiß-Kroatien und aus Serbien gegen die Avaren zu Hilfe, wenn nicht etwa vielmehr jene Kroaten und Sorben sich selbst in den Dienst Ostroms begeben haben, in der offenen Absicht, die Gebiete, die sie den Avaren abnahmen, für sich zu behalten. Es ist wohl möglich, daß die kroatischen und sorbischen Goten schon in ihrer Heimat die slavische Sprache der von ihnen beherrschten Bevölkerung angenommen haben, auch möglich, daß sie nicht nur als Heer von Edelingen, sondern auch mit slavischen Dienstmanschaften in ihre neuen Länder gekommen sind, wie das ähnlich von den Russen berichtet wird, jedenfalls fanden sie in dem Kroatien und Serbien von heute, denen sie die Namen der von ihnen jenseit der Karpathen beherrschten slavischen Stämme gaben, schon ein slavisches Volk vor. Sie nahmen dessen Sprache an und gaben ihr, wie es scheint, nur gotische, nicht aber auch nordslavische Worte, was eher darauf schließen läßt, daß sie noch nicht die Sprache ihrer slavischen Volksmassen angenommen hatten, als sie die Länder südlich der Save besetzten, und auch darauf, daß sie allein oder nur mit geringer slavischer Gefolgschaft kamen. Sie kamen ja als Krieger, nicht als Besiedler. Übrigens waren auch die Führer der ersten slavischen Scharen, die, schon im sechsten Jahrhundert, ins oströmische

Reich einbrachen, soviel wir aus den Namen ersehen, Germanen; sie heißen Hortigast, Peregast, Musok, Chilbud. Es fragt sich allerdings, ob das ebenfalls Goten waren. Bei den kroatischen und sorbischen Goten herrschen andere Namenbildungen vor, die auf =mir (hochdeutsch =mar) und =lav (hochdeutsch =lieb) endeten. Daß sich die Herren ihrer gotischen Herkunft sehr wohl bewußt waren, ist dadurch bezeugt, daß noch im dreizehnten Jahrhundert ein spalatinischer Chronist sie wiederholt „Kroaten oder Goten“ nennt; aber gerade im dalmatinischen Gebiet wurde schon im zwölften Jahrhundert in den Urkunden nicht mehr die gotische, sondern die deutsche Sprache gebraucht und zwar, wie es ausdrücklich heißt, „für die Herren“, während für die Behörden das Lateinische und für die Bauern das Slavische angewendet wird. Das mögen Zuzüge aus deutschen Gauen und aus der Lombardei veranlaßt haben. Den Namen der Goten trägt nur Montenegro in dem neuerdings wieder belebten Namen „Zeta“.

Es ist hier mit einigen Worten das Verhältnis der slavischen Formen germanischer Namen zu der Urform zu berühren. Wir sind gewohnt in Namen wie Swjatoslav, Wladimir, Kasimir slavische Namen schlechthin zu sehen, man versucht auch Deutungen aus dem Slavischen. So heißt Zvonimir etwa „Läute den Frieden“. Daß zu der Zeit, als dieser Name schon von den Slaven gebraucht wurde, Volk und Herrscher noch nicht Christen waren und keine Glocken kannten, beachtet man nicht. Die slavischen Namen sind zumeist von Griechen überliefert und nicht selten entstellt, oft aber hat sich schon bei den Slaven selbst die Lautform geändert. Das betrifft vor allem die Rehlaut, die häufig in Zischlaute übergangen. Richard wird nicht nur im Französischen zu Rischar, auch Anna Komnena schreibt *Ρισσαροδος* und *Ριτσαροδος*. So heißt dann Montenegro nicht „Geta“, sondern „Zeta“ (z ist unser weiches s), so wird aus kunig knjáz, aus Pfennig penez, aus Withing (Mitter) vitez. Eigentümlich ist den Slaven die Umwandlung von Karl in korol und kral („König“, der Name Karls des Großen wurde wie der Caesars zur Bezeichnung der Würde), von Deutschem wald (walten, herrschen) in volod

und vlad, so daß „Walding“ zu vladika wird — so nennt sich der Herrscher von Zeta —, von gard (Garten, „Stadt“) in gorod und grad, von anlautendem h in j wie im Hebräischen jad für hand. In russischen Namen ist noch zu beachten, daß der Buchstabe Я (ja, ja) für ursprüngliches an oder in steht, die Warjäger eigentlich vāringjar heißen, wie denn auch die Griechen Warangen schreiben. Den deutschen Formen gegenüber unterscheiden sich die slavischen auch noch durch die Bevorzugung des Wessensfalls im ersten Namensteil vor allem vor -lav („Sprosse“). Auch wir zwar sprechen und schreiben neben Kaiserhaus Kaiserlautern, neben Vaterstadt Vatersname, neben Bauersmann (niederdeutsch) Burmann, neben Wasserwogen Wassersnot, aber in deutschen Namen gehn Bildungen mit dem Wessensfall immer auf außerdeutsche Formen zurück. Deutsch ist Siegmund, Sigismund ist ostgermanisch, ebenso Merwin neben Merswin, Godlev neben Guklaff. Schon dies läßt mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, ob dies oder jenes Slavenvolk von Ostgermanen oder Westgermanen beherrscht wurde; wenn man bei den ersten Slavensführern darüber nicht klar ist, so beruht das auf dem Zufall, daß die Namen nicht entschiedene Bildungen aufweisen. Allerdings kommt noch dazu, daß volkstümliche Deutungen in späterer Zeit mitgesprochen haben mögen. Nicht erst heute mag man bei dem Namen Zvonimir an zvona (Glocke) und mir (Ruhe) denken, noch näher liegt das bei Namen wie Vladimir und Wsewolod, die auch Friedensherrscher (daneben Gauherrscher) und Allherrscher bedeuten können, ganz so, wie der Deutsche bei Gottlieb an Gott und lieben denkt, während der Name von Gote (oder gut) und lieb („Sprosse“) herkommt, wie der altgermanische Name Franz Lijzts von den Slaven als list („Blatt“), von den Magyaren als liszt („Mehl“) gedeutet wurde. Übrigens sind die meisten „slavischen“ Namen noch ganz durchsichtig, am fremdartigsten muten gerade jene an, die die ersten Herrscher tragen — nicht ohne Grund. Das fremde, slavische oder griechische Ohr mußte erst die neuen Namen hören lernen. Seltsam ist es, daß die Skandinavier gelegentlich die neu herausgebildeten Formen aufnehmen

und Jaroslav nicht mit Harisleif, sondern mit Jarisleif wiedergeben, obwohl ihnen doch gewiß noch gut bekannt war, welcher Name in Jaroslav steckte. So aber gebrauchen auch wir neben Karl das französische Charles, neben Ludwig Louis, neben Frank, das übrigens aus dem Englischen rückgenommen wurde, Franz, und der Name Rochus (deutsch Krok) ist uns überhaupt nur in der lateinischen Form geläufig. Eigentümlich sind die Namen auf -polf und -pluf. Da ist das ursprüngliche -bold (Swatopluf's Name lautet in den Quellen Swentibold, deutsch Swintbold) mit dem in germanischen Namen sehr seltenen -palk (=balk) zusammengelassen, wohl im Hinblick auf das altslavische pulk, das aus dem Nordischen stammt und „Heerzug“ bedeutet (skandinavisch fylke).

Schon bald nach der Landnahme (um 630) gingen die südslavischen Goten aufs Meer und plünderten die Küsten Italiens, Griechenlands und selbst Kleinasien und die Inseln. Als später die Araber mit diesen Wikingern zusammentrafen, schilderten sie sie noch als hellhaarige Nordleute. Sie haben ihren Typus noch lange rein erhalten, weil sie das Volk scharf von sich geschieden hatten; wie weit echtes Slavenblut in sie aufging, läßt sich allerdings nicht feststellen, da wir die echten Slaven auch dann als nordische Blonlinge betrachten müssen, wenn alle Berichte nicht von ihnen, sondern nur von ihren germanischen Herren sprechen. So entscheiden im letzten Grunde die Namen allein.

Zu Anfang zerfiel das eroberte Gebiet in eine ganze Reihe von Fürstentümern. Aber der Großzupan Ljudewit, dessen Name übrigens deutsch, nicht slavisch-gotisch ist, mußte 819 ganz Kroatien und die alpenländischen Slavengäue zu einigen. Vorübergehend war Kroatien Vasallenstaat Ludwigs des Frommen. Um 910 nahm Tomislav<sup>1)</sup> den Königtitel an, unter seinen Nach-

<sup>1)</sup> Der Name Tomislav (schlechter Timislav überliefert) stellt sich zu altdeutsch in Tompure, Tomichis, Domigisil — gotisches doms, „Urteil“, „Gericht“, muß ursprünglich Macht, Ehre, Würde bedeutet haben —; der Name Kresimir (auch Cresimir überliefert) ist hochdeutsches Erasmar, Miroslav, hochdeutsches Mari-

folgern Kresimir und Miroslav zahlten sogar die Venezianer den Kroaten Tribut, Kresimir II., der Große (1009—1035), besiegte die Bulgaren und eroberte die ganze dalmatinische Küste, so daß sich sein Sohn Kresimir Peter, ein berühmter Held, auch König von Dalmatien nannte. Die letzten kroatischen Könige waren Svinimir (Zvonimir) und Stefan II., Kresimirs II. Neffe. Durch Helena, Stefans II. Gattin, die Schwester des ungarischen Königs Ladislaus I., kam Kroatien an Ungarn. In der ungarischen Geschichte jedoch spielten immer wieder südslavische Geschlechter eine große Rolle. Südslavische Aneze waren Nikolaus Zrinjski (Zrinyi) aus dem Hause Subic, der Verteidiger von Sziget, der Verschwörer Franz Christoph Frankopan. Nikolaus Zrinyi war nach seinen Bildnissen ein echter hellblonder Gote. Sein Sohn Juraj (Georg) tat viel für die Reformation in Kroatien, dessen Sohn freilich trat zum Katholizismus über und ließ seine Söhne Peter und Nikolaus, die sich in der kroatischen und in der magyarischen Literatur bemerkbar machen, katholisch erziehen. Der südliche Teil des Königreichs, Bosnien, wurde türkisch. Da verließen viele Edelinges das Land, einige blieben Christen, andere wurden Mohammedaner. Der Islam schonte zwar einigermaßen die Vorrechte des Adels, aber mit seiner Vielweiberei und vor allem mit der Gleichgültigkeit gegen die Herkunft der Frauen gab er sein Blut der Durchsetzung und Überflutung mit fremdem Blute preis. Und auch der christliche Adel der türkischen Gebiete war der Vermischung viel stärker ausgesetzt als früher, nur der eigentlich kroatische erhielt sich bis heute ziemlich rein, so daß in ihm schöne blonde Menschen verhältnismäßig häufig sind.

Zu noch größerer Macht gelangten die serbischen Goten. Zunächst waren sie Vasallen der Byzantiner, aber ihre Gauschaften hatten doch eigene Fürsten. Um 860 werden

leif, Svinimir (Zvonimir) altdeutsches Sunjemir, sofern es nicht besser als zu sunja (Wahrheit) zu suona (Urteil) zu stellen ist. Svonimir bedeutet „Urteilberühmt“, ein guter Name für ein Fürstenkind, dem man mit dem Namen diese Eigenschaft in der Zukunft wünscht.

Blasimir<sup>1)</sup> und sein Sohn Muntimir genannt. Die nächsten tragen biblische Namen: Peter, Paul, Zacharias. Unter ihnen kam fast ganz Serbien unter bulgarische Herrschaft. Ceslav machte sich um 960 frei, und gleichzeitig begründete der Wojwode Šišman aus Tirnowo in Bulgarien selbst ein serbisch-gotisches Reich. Auf eine kurze Oberhoheit Ostroms folgte (1043) in Stefan Dobroslav<sup>2)</sup> oder Boislav (die Griechen schreiben Boisthlay) wieder ein freier Herrscher, und Dobroslavs Sohn Michael nahm den Titel Kralj (König) an. Unter den Nemanjaniden wurde dann

<sup>1)</sup> Die Namen Blasimir, Muntimir, Ceslav und Šišman erweisen sich durch ihren zweiten Bildungstamm als germanisch, der erste aber läßt sich nicht bei allen unzweifelhaft deuten. Muntimir ist klar: munt (altdeutsch mund, „Schuß“, wie in Siegmund, „Morgenstunde hat Gold im Munde“). Ceslav ist wohl Četšlav und somit das altdeutsche Hoduleif, angelsächsische Heaðholāf aber der Umlaut ist aus der härteren Form Cat hervorgegangen, die in Catwalda schon bei Tacitus bezeugt ist (S. 42). Šiš wird als Šišman, Sigismann, deutsch Sigiman zu deuten sein, Blasimir, wohl als Blasimir — da die Griechen auch Sventosthlay statt Sventošlav schreiben — und weist dann auf ein früheres Balsimir zurück (wie vlad aus vald), das im altdeutschen Bulsmar zu finden ist. Ist aber Bulsmar Volksmar („Wolf berühmt“) oder gehört es zu dem nordischen Bölsungen, zu Richard Wagners Bölsungen?

<sup>2)</sup> Auch in Dobroslav und Boislav ist der erste Stamm nicht ganz klar. Dobro heißt slavisch „gut“, aber daran ist nicht zu denken. In Dobros muß der Wessensfall eines Hauptwortes stecken, das irgend einen Bezug auf den Krieg oder das Staatsleben hat. So bedeutet Svjetošlav (Sventišlav) „Kraftsohn“, so Mieczysław (vgl. S. 60) „Schwertsohn“, so giebt es im altdeutschen Machtlieb, Ortlieb (Schwertsohn), Starklieb, Matlieb. Ich halte Dobros für eine Angleichung an das slavische dobro und sehe darin ursprüngliches Dorb, das ich mit dem skandinavischen drap (Schlachtgemetzel) und draebe (in der Schlacht töten) zusammenstelle. Dobroslav bedeutet dann „Schlachtsohn“. Ist Boislav das sonst vorkommende „slavische“ Bogislav, so bedeutet es dasselbe. Denn in Bogis steckt das althochdeutsche bāga („Streit“), das im südslavischen als boj noch heute fortlebt. Der Name lautet jetzt Bojislav. Man könnte aus der Übereinstimmung von Dobroslav und Boislav nach ihrer Bedeutung den Schluß ziehen, daß damals (um 1050) den südslavischen Goten ihre alte Sprache noch geläufig war; denn nur so konnten sie eine Person mit zwei gleichbedeutenden Namen nennen.

Serbien die Vormacht auf dem Balkan. Die Nemanjaniden<sup>1)</sup> stammen aus Zeta, dem südlichsten Gebiet der kroatisch-serbischen Goten. Man denkt an David aus Juda. Auch dort hatte der südlichste Stamm den Namen des Volkes schlecht hin, keinen besonderen Stammnamen getragen. Das Großserbien, das jetzt entstand, reichte von der Donau bis ans ägeische Meer. Es nannte sich Rascien und wird unter diesem Namen auch von Dante wegen seiner unterkarätigen Münzen erwähnt (Paradies XIX, 144), so nach der Stadt Rassa (Massia, Rascha), wo die Nemanjaniden ursprünglich ihr Gaufürstentum hatten. Noch heute heißen in Ungarn die Serben danach Raizen (magyarisch Rácz). Stefan Duschán (1331—1355) nahm den Titel Kaiser (Zar) an, aber schon 1367 erlosch mit dem schwachen Urosch IV. sein Haus und 1389 ging nach der Schlacht am Amselfelde (Kosovo polje) die Selbständigkeit Serbiens verloren: das Land wurde den Türken tributpflichtig, das ganze Volk Rajah. Der Adel hörte auf; alle mischten sich mit allen, das Gotenblut verlor sich bis auf seltene Rückschläge.

Die Kämpfe mit den Türken ließen die berühmten Lieder von dem Zaren Lazar und von dem Königssohn (Kraljević) Marko entstehen. Marko war ein Sohn des Wojwoden Bufasin, der Urosch IV. ermordet und ein eigenes Fürstentum begründet hatte. Die Sage machte ihn zum unüberwindlichen Helden, ließ ihn dreihundert Jahre alt werden und zuletzt in einer Höhle einschlafen; wie Friedrich Barbarossa soll er einst wieder erwachen und sein Volk zu neuem Ruhme führen. In diesen Liedern darf man neben

<sup>1)</sup> Die Nemanjaniden tragen ihren Namen von ihrem Stammherren Nemanja. Das ist das altgermanische Neoman (Neumann), das die Bedeutung „Jungmann“ hatte. Von den Nemanjaniden tragen die meisten den Namen Urosch; so heißt schon um 1120 der Gaufürst von Rassa. Urosch ist wohl derselbe Name wie Uruk (Uruk Barbarossa) und entspricht dann dem altdeutschen Urich. Der Name Duschán weist auf Dugán zurück, das rein germanisch ist (von tugán, togan, „taugen“, „tüchtig sein“). Der Name Marko ist in dieser Form deutsch, kommt aber auch im lateinischen Marcus, das wohl keltisch, ist. vor. Es geht auf marah (Pferd, noch jetzt mähre) zurück.

den altspanischen über den Eid den reinsten Ausdruck gotischen Empfindens sehen. Sie sind vielleicht nicht nur von Goten geschaffen worden, ihre Dichtweise aber beruht auf zunftmäßiger Sangkunst ganz so, wie die der homerischen Lieder. Das macht sie zur Einheit, ohne daß sie, erst von Bui Stefanović Karadžić zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aufgezeichnet, zu einem Epos zusammengeschlossen worden wären. Das hätte leicht geschehen können, wenn Bui kein Philologe und noch dazu aus deutscher Schule, sondern Dichter gewesen wäre. Es ist dabei nicht so wesentlich, daß die Lieder in serbischer Sprache gedichtet sind, wie die über den Eid spanisch. Als drittes muß man das altfranzösische Rolandslied hinzunehmen. Auch dieses beruht meiner Ansicht nach auf der zunftmäßigen Epik der Goten, obwohl es von Westgermanen singt. Der Unterschied wird sofort klar, wenn man gegen die Lieder von Marko, von Eid und von Roland die skandinavische Epik mit dem russischen Igorlied hält und ebenso, wenn man die ältere deutsche und angelsächsische Epik (Hildebrandslied, Heliand, Beowulf) damit vergleicht. Der gotische Geist ist weicher, die gotische Darstellweise allgemeiner, typischer, das gotische Versmaß der wohlgefällige Zehnsilber mit dem genau beobachteten Einschnitt nach der vierten Silbe, dabei rein silbenzählend, die skandinavische und deutsche Epik sind rauher, oft auch roher, dunkel, voll Einzelzüge, ihr Versmaß ist der nach Hebungen, die noch dazu durch Unreim verbunden sind, geregelte, oft ins Regellose zerfließende Viertakt. Es ist uns nicht ein einziger gotischer Vers erhalten, aber daraus, daß überall, wo Goten die neue Kultur schufen, jener schmiegsame Zehnsilber vorkommt, müssen wir schließen, daß dies das Hauptversmaß der gotischen Dichtung war, und daß ihre Art jener der serbischen, der altfranzösischen des Rolandsliedes und der altspanischen der Lieder vom Eid glich.

Das kroatische Reich kam zu Ungarn, das serbische unter Türkenherrschaft, aber im sechzehnten Jahrhundert entsteht eine neue Macht in der dalmatinischen Küstenstadt Ragusa; sie hat sich durch einen jährlichen hohen

Tribut, der bis 1718 gezahlt wurde, von den Türken die Selbständigkeit erkaufte. Die Schiffe dieser kleinen Republik sind so berühmt, daß noch heute im Englischen argosy (Ragusaner) eine gewisse Schiffgattung bezeichnet. Ragusa rivalisiert mit Venedig. Zu gleicher Zeit erblüht ein reiches Schrifttum, das erste in einer slavischen Sprache, eine regelrechte Kunstdichtung, denn die serbischen Lieder von Marko dem Königssohn und dem Zaren Lazar wurden nur mündlich überliefert. Marko Marulić beginnt sie mit seinem vaterländischen Heldengedicht, „Judith“ (um 1500), Lyriker wie Sisko Menčetić Gjore Držić, Dramatiker wie Hannibal Lucić und Mavro Vetranic führten sie fort, Ivan Gundulić (1588—1638) wird mit seinem Epos „Osman“ vielleicht der bedeutendste slavische Dichter vor 1800. Daneben findet man Gjono Palmotić, Dinko Ranjina, Peter Kanavelović, mehrere Bunić und auch eine Dichterin, die blonde Cvijeta Zuzorić, die nach Florenz heiratete und dort von keinem geringeren als Torquato Tasso besungen wurde.

Aber diese große ragusanische Kultur ist nicht gotisch, auch nicht slavisch, wie man vermuten könnte. Die sie schufen, waren vielmehr durchweg germanische Adelige aus Norditalien, Freunde der Dichtkunst, die ebensogut in der Sprache ihres slavischen Volkes singen zu können meinten, wie ihre Genossen in der allgemeinen Sprache Italiens. Sie sprachen unter sich bis in die jüngste Zeit italienisch und führten die slavischen Namen überhaupt nur als Dichter. Die erwähnten hießen in Wirklichkeit Marco Marulo, Sigismondo Menze, Giorgio Darša, Annibale Lucio, Mauro Betrani, Giovanni Gondola, Giugno Palmotta, Domenico Araneo, Pietro Canavelli, Bona und Flora Zuzeri. Mehrere davon trugen den Grafentitel. Ragusa war eine ausgesprochene Adelsrepublik. Das achtzehnte Jahrhundert brachte ihr den Niedergang, nachdem schon das Erdbeben von 1667 die Stadt schwer geschädigt hatte.

In Kroatien nimmt bis heute der germanische hohe Adel, der sich seit alters mit dem deutschen Adel der Nachbarländer verschwägert hat, eine Sonderstellung ein. Eine

Reihe von hohen Ämtern sind vor allem für ihn bestimmt. Daneben gibt es einen landsässigen Bauernadel, der zum Teil gewiß auf uralte gotische Sippen zurückgeht. Bemerkenswert aber ist, daß die drei nationalen Bewegungen um 1770, um 1830 und um 1880 von Deutschen begründet und geführt wurden: von Pavao Bitezovic (Paul Ritter), Ljudevit Gaj (Ludwig Gay) und Bischof Stroßmayer, dem Sohn eingewanderter oberösterreichischer Bauern. Stroßmayer hatte übrigens mehr alpinen als nordischen Typus.

Die Bulgaren, nach denen sich das dritte große slavische Balkanreich nennt, waren ursprünglich keine Slaven, sondern ein Volk der finnischen Sippe, das seine Wohnsitz zunächst an der Wolga hatte, im fünften Jahrhundert aber auch schon in die Steppen Südrußlands drang. Im siebenten Jahrhundert (679) setzten sie sich im heutigen Bulgarien fest, das vorher von Thrafern, dann von Goten und Slowenen, den Sclabenoï der Griechen, besetzt gewesen war. Die dort herrschende Sprache wurde auch die ihre, aber sie gaben ihr ein Sondergepräge, das sie noch heute von den andern slavischen Sprachen in gewissen Punkten scheidet. Auffallend ist besonders die Verwendung des Artikels, der den übrigen slavischen Sprachen fehlt — in der slowenischen Bibel von Primus Truber, dem Reformator von Krain und Untersteiermark, geht der Artikel auf deutschen Einfluß zurück, im reinen Slowenisch fehlt er —, noch auffallender aber, daß der Artikel an das Hauptwort angehängt wird, wie es nur noch in den skandinavischen Sprachen geschieht. Der Artikel ist auch hier aus dem hinweisenden Fürwort entstanden und lautet tā, ta, to; im Skandinavischen wird t (aus thata) nur für das sächliche Geschlecht verwendet (für die anderen Geschlechter n aus hin, jener, jene). So stimmt den valkata „der Wolf“ (valkā, „Wolf“) dūmata „das Wort“ (dūma), seloto, „das Dorf“ (selo) mit skandinavischem lifvet „das Leben“ (lif), ordet „das Wort“ (ord), vandet, „das Wasser“ (vand) überein. Geht dies auf den Einfluß des Skandinavischen zurück, so ist es sicher, daß die ersten Herren der Bulgaren Nordländer waren. Aber im Alt-

nordischen gibt es noch keinen Artikel; es wäre nur anzunehmen, unter den Fremden sei das hinweisende Fürwort als Verstärkung gebraucht worden, wie man das etwa im Tschechischen, das noch immer keinen Artikel hat, so häufig findet. Das Finnische, das offenkundig vom Skandinavischen stark beeinflusst worden ist, hat keinen Artikel. So bleibt die seltsame Erscheinung unerklärt. Es spricht auch alles dafür, daß die Bulgaren, wenn überhaupt germanische Herren, so gotische hatten. Der Bulgarenchan Isperich (640—700), der das Land zwischen Donau und Balkan besetzt, trägt denn einen gotischen Namen — ich verweise auf den Goten Aspar, vor allem aber auf den spanischen Goten Ascarich: Espe und Esche stehn hier für Espen- und Eschenspeer. Aber von den folgenden Chanen hat erst Malamir (um 850) einen ausgesprochen germanischen Namen und wieder einen gotischen. Nach ihm Boris, der sich (um 864) taufen ließ und den Namen Michael annahm; Boris ist Borich und so hieß ja der sagenhafte König, der die Goten aus Scanzia führte. Der Name Boris ist in der Folge bei den Bulgarenfürsten sehr beliebt. Gelegentlich kommt auch Boril neben Boris bei einem und demselben vor; das ist das altdeutsche Berilo. Boris' älterer Sohn hieß Vladimir, der jüngere biblisch Symeon, und unter diesem Symeon (888—927) erlebte das Reich seine höchste Blüte. Es erstreckte sich von der Donau über die halbe Balkanhalbinsel, bis in den Epirus; Serbien und Byzanz zahlten Tribut. Ein bedeutendes kirchliches, das sogenannte kirchenslavische Schrifttum entstand, das bis nach Rußland hinein wirkte; Kyrill und Method kamen aus diesem Gebiet, ebenso Maxim Gref, der nach Rußland ging. Schon unter Symeons Sohn Peter zerfiel das Reich; der Wojwode Sisman von Tirnovo machte sich in Westbulgarien selbständig. Unter Boris II., Peters Sohn, kam Ostbulgarien an Byzanz. In Westbulgarien herrschten die Sismaniden bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Da verlor Zar Iwan Sisman III. Tirnovo an die Türken, und sein Bruder Strazimir (Stratimir, das deutsche Streitmar, „Kampfberühmt“), der sich noch eine Zeitlang in Widdin als Teilfürst hielt, wurde besiegt und abgesetzt.

Daß in den bulgarischen Herrschern germanisches und vor allem gotisches Blut floß, ist sicher, aber auch im Volke muß gotisches Blut aufgegangen sein. Gleichwohl ist die Blondheit der echten Bulgaren vielleicht auf ältere, schon in den Stammsitzen erfolgte Beimischung lichten Blutes zurückzuführen, obwohl der Typus von dem der verwandten blonden Finnen einigermaßen abweicht. Nordisch ist nur die Färbung; Gesicht und Schädelbildung sind stark polar, die Augen klein, die Backenknochen stark, die Beine kurz. Diesen Typus zeigt der bulgarische Heerführer Sawow, der aus den Balkankriegen bekannt ist. Wenn er von Schilderern ein Germane genannt wurde, so kommt das daher, weil in Deutschland, im Osten zumal, ähnliche Typen häufig sind. Der gemeinsame Anteil an finnisch-polarem Blut verbindet die Deutschen von heute mit den Bulgaren von heute. Die Bulgaren sind die „Deutschen des Balkans“.

### Böhmen, Polen, Ungarn.

Früher noch als unter den Südslaven entstand in Böhmen ein starkes Reich. Das begründete der Franke Samo, der 623 auf einem Handelszuge — Kaufmann nennt ihn Fredegar — zu den westlichen Slaven kam, sie von den Awaren befreite und fünfunddreißig Jahre herrschte. Samo hatte lange mit den Franken zu kämpfen, er schlug das Hauptheer des Merowingers bei Wogastisburg, dessen Lage sich nicht mehr feststellen läßt. Nach seinem Tode scheint das Reich alsbald zerfallen zu sein. Die Slaven haben es überhaupt vergessen. Aber nicht nur dieses, sondern auch das nächste Reich in Böhmen scheinen Westgermanen gegründet zu haben. Der sagenhafte Krok und seine Tochter Libuscha (Libucha) tragen deutsche, nicht gotische Namen. Daß sich Libuscha mit Přemysl (Přemislav) vermählt, deutet wohl darauf dahin, daß ein anderes Herrschergeschlecht auf den Thron kam, diesmal, dem Namen nach zu schließen, ein gotisches. Vielleicht aber sind Krok und Libuscha unmittelbare Nachkommen Samos, möglicherweise Sohn und Enkelin. Denn Samo

starb 658 und Libuscha lebte um 700. Sicher wird die Geschichte Böhmens erst mit Borivoj<sup>1)</sup>, der um 874 das Christentum annahm. Ihm folgten seine Söhne Spiti- hniw und Bratislaw, dann Bratislaws Sohn Wenzel der Heilige, auf Wenzel drei Boleslaw, Vater, Sohn und Enkel, auf Boleslaw III. seine Brüder Jaromir und Udal- rich (gest. 1034). Unter Boleslaw II. (oder dem dritten) dehnte sich das Reich, das im übrigen unter deutscher Ober- hoheit stand, bis über Krakau aus. Eine neue Glanzzeit führte Udalrichs Sohn Břetislav herauf. Böhmen schloß sich enge ans deutsche Reich an, die Přemysliden verbanden sich häufig mit deutschen Fürstentöchtern, ihre Sprache wurde diedeutsche, und das so weit, daß König Wenzel, Ottokars II. Sohn, unter den deutschen Minnesängern erscheint. Die Reihe der Herzöge ist folgende: Spiti- hniw, Břetislav I. Sohn, sein Bruder Bratislaw II., Břetislav II., Swato- pluk, Sobieslav, Wladislaw II. Der letzte erhielt von Fried- rich Barbarossa 1158 die Königkrone. Die letzten des Hauses sind die Könige Ottokar I., Wladislaw II. Sohn, Wenzel I., Ottokar II., der auch über Osterreich und Steiermark herrscht, aber von Rudolf von Habsburg besiegt wird (1278), Wenzel II. und Wenzel III. Durch Elisabeth, Wenzels II. Tochter, kommt Böhmen an Heinrich von Luxemburg,

<sup>1)</sup> Von den in der Folge genannten Namen sind Bratislaw (aus Wartslaw) das deutsche Wartlieb (Haußherrnsohn), Jaromir Hermar, Udalrich altdeutsch schlechthin (jetzt Ulrich), Swatopluk (aus Swentibold) Swintbald (Kraftkühn), Wladislaw (Waldislaw) Waldlieb (Waltsohn), Wenzel die Kurzform von Wenzeslaw (russisch Wjatscheslaw, tschechisch Wáclav) Wigleif (Kampffsohn) oder Wag- lieb (Wogensohn), Břetislav (russisch Břjatscheslaw aus Brentis- law) Brandlieb (Schwertsohn von brand, „Schwert“), Sobies- law „Sippensohn“ (von sibja), Boleslaw Wollieb (Glückssohn), Borivoj Burgwig, Borwig. Spiti- hniw (polnisch Sbigniw für Sbitgniew) darf am ehesten mit spit („Speer“) und gang (gniew aus genw), der aus Wolfgang bekannten Bildesilbe, zusammen- gestellt werden und bedeutet dann Speergänger. Premislaw (Premislaw) giebt ursprüngliches Fremislaw wieder (wie Fridi- mir und Predimir altdeutsches Fridimir und Fredimir); Fram kann mit altnordischem Frami (Ruhm) und deutschem Frame (Speer) zusammenhängen (vgl. deutsches Sigifrem und Frembald) und bedeutet danach entweder Ruhmsproß oder Speersproß. Aus dem Slawischen läßt sich keiner dieser Namen erklären.

ihren Gemahl (1310). Während nun die Přemysliden alles daran setzten, ihr Volk zu germanisieren, slavifizieren die ausheimischen Luxemburger mit noch mehr Eifer und so großem Erfolg, daß selbst die ins Land berufenen Deut- schen, Adelige, Handelsleute und Handwerker, zur sla- vischen Sprache und zur slavischen Sache übergangen. Schon im vierzehnten Jahrhundert werden von den nach Macht strebenden Parteimännern die beiden Nationen auf einander geheßt. Dabei hat sich in Wirklichkeit das Blut der Deutschen und der Tschechen so sehr durchdrungen, daß nur noch die Zufälligkeit der Sprache oder die will- kürliche Wahl die Nation des einzelnen entscheidet.

Auch das an Böhmen sich anschließende Mähren hatte seine große Zeit. Hier schufen Rastislaw und sein Neffe Swatopluk ein Reich, das einen großen Teil Böhmens und Nordungarns mit umfaßte. Rastislaw ließ aus Thra- kien die bekannten Slavenapostel Kyrillos und Methodios in sein Land kommen (863), um seine Kirche und weiterhin sein Land von Deutschland unabhängig zu machen. Swa- topluk verriet ihn an Deutschland und schloß sich nach Methodios' Tode ganz an die deutsche Kirche an. Swa- topluk starb 894; 906 wurde das Reich unter Swatoplufs Söhnen eine Beute der Ungarn. Auch hier entscheiden die Namen für gotische Herkunft der Herrscher. Zwar Swen- tibold, wie ja Swatopluk in anderer Namensform heißt, könnte sehr wohl deutsch sein, aber die anderen Namen seines Geschlechtes, Rastislaw, Mojmir, sind unzweifelhaft gotisch.<sup>1)</sup>

Wenn Arianismus und Reformation Ausdruck und somit Kennzeichen germanischer Art sind, dann darf man hier aus den starken religiösen Bewegungen ähnlicher Art, dem Hussitismus und der böhmischen Brüdergemeinde, auf einen wesenhaften Gehalt an germanischem Blute auch noch in späteren Jahrhunderten schließen. Freilich wie der kroatisch-gotische Adel die neue Lehre nicht festzu- halten vermochte und selbst der so viel zahlreichere polnische

<sup>1)</sup> Rastislaw (für Rastislaw) ist deutsches Reinlieb (gotisches ragin bedeutet „Rat“), Mojmir deutsches Magmar („Machtbe- rühmt“).

nicht, so verschwanden auch in dem tschechischen Sprachgebiet jene Bewegungen fast ohne Spur, so mächtig und bedeutsam sie waren. Nicht nur das, der Sieg des Katholizismus trieb jedesmal gerade die besten Elemente außer Landes und zumeist nach Deutschland, wo sie nach wenigen Geschlechtsfolgen restlos im Deutschtum aufgingen. Nur die sprachverwandten Slowaken in dem duldsameren Ungarn durften ihren Glauben behalten, und gerade sie gaben dem tschechischen Volke in Kollar, Šafařík und Palacký die drei Wiedererwecker seiner Sonderkultur. Erst in jüngster Zeit griff man auf den Vorreformer Jan Hus zurück und machte ihn im Gegensatz zu dem von den Jesuiten künstlich geschaffenen heiligen Nepomuk zum Nationalheiligen. Aber daraus die Konsequenz zu ziehen, dazu ist das tschechische Volk von heute zu schwach; es verzehrt sich in kleinlicher Ehrsucht, erreicht manches Einzelne durch fluge Ränke, im Ganzen aber nichts, ist Werkzeug in der Hand von Gruppen, die herrschen wollen, gleichviel durch wen. Einzig in seiner Kunst ist es seiner großen Geschichte auch heute noch würdig: ein Otakar Březina gehört zu den größten Dichtern dieser Zeit.

Böhmen und Mähren waren niemals rein slavische Länder, auch in ihrem Volke nicht; immer wohnte da ein großer Saß von Deutschen, die ja vor den Slaven da gewesen waren und durchaus nicht in ihrer Gesamtheit das Land verlassen hatten. Ebensovienig darf man die einmal von „Slaven“ beherrschten Gebiete Deutschlands als rein slavische betrachten. Auch da hatte sich die vorherige deutsche Bevölkerung nur erheblich gelichtet, so daß es erwünscht sein konnte, neue Ansiedler heranzuziehen. Diese Scharen aber kamen unter gotischen Fürsten und Mannen, die vorerst wohl auch noch gotisch sprachen, Zeuge dafür der Name Mecklenburg (Mikilnburg, „Großstadt“), der gotisch und nicht slavisch ist. Mecklenburg war die Hauptstadt der Obotriten, die dort schon im sechsten Jahrhundert auftraten, später Karl dem Großen wichtige Dienste gegen die Sachsen und Dänen leisteten und von ihm das Gebiet bis Hamburg erhielten. Was in all diesen Gauen heute noch slavisch ist, läßt sich natürlich nicht feststellen, da der

echte Slave ja denselben Typus hat wie der echte Germane. Die in Ostdeutschland häufige Kurzschädlichkeit auf die Slaven zurückzuführen, ist ungerechtfertigt; die stammt von alpinem (besser: polarem) Einschlag. Übrigens möchte ich doch nicht alle Slavenherrscher dieser Gebiete den Goten zuweisen. Die der Obotriten tragen allerdings zunächst nur gotische Namen wie Mistivoj<sup>1)</sup>, Mistislav, Pribislav, dann mischen sich auch rein deutsche wie Gottschalk und Heinrich darein; Miklot ist Nikolaus, Borwin wohl eher deutsch als gotisch. Dagegen scheinen die Wilzen, die südlich von den Obotriten zwischen Havel und Oder saßen, aber zu Zeiten auch auf Usedom und Rügen, westgermanische Herrscher gehabt zu haben. Denn die Namen auf -wit, die sie bevorzugten, stellen sich wie südslavisches Ljudewit unmittelbar zu den deutschen auf -wig, haben keinen Lautwandel durchgemacht. So ist der Name Dragowit, den ihr mächtigster Fürst (um 790) trägt, dem deutschen Droctoveus (Droctovech, „Volkskämpfer“) an die Seite zu stellen, obwohl gotisches drauhts ebenfalls vorkommt. Auch der Name ihres Hauptgottes Swantewit (Swantowit, Swatowit) ist westgermanisch; er mußte slavisch-gotisch Swjätivoj lauten. Zweifellos haben sich schon früher die „slavischen“ Fürsten dieser Landschaften mit deutschen Fürstentöchtern verbunden, und dies sowie der Gehalt an alter deutscher Bevölkerung erklärt die befremdliche Tatsache, daß die Germanen, die sich sonst immer selbst entgermanisierten, hier germanisiert haben.

Ich erwähne nur kurz auch die „slavischen“ Fürsten von Pommern, Kleinpommern und Rügen. Unter den Rügenschens Fürsten war besonders der Name Wiglaff (deutsch Wigleib, angelsächsisch Wicliff, tschechisch Vaclav) beliebt. Wiglaff III. (gest. 1365) war deutscher Minnesänger. Der Name Jaromar, den ein Herzog zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trägt, vereint deutsche und gotisch-slavische Formen (mar deutsch, jaro gotisch-slavisch;

<sup>1)</sup> Mistivoj. (für Misiwoj) ist deutsches Magwig, Mistislav deutsches Maglieb (Mag von gotischem meki, „Schwert“, das oft mit Mag vom gotischen magan, „Macht haben“, zusammenfällt). Pribislav ist Primislav, das schon erklärt wurde.

deutsch Hermar). In Pommern findet man neben gotischen Namen wie Wartslaw (bei andern Slaven Bratislaw, deutsch Wartlieb) und Bogislaw (vgl. Boislav S. 53) den deutschen Barnim (=Bernhelm, wie Willem aus Wilhelm), den bis 1520 neun Herzöge tragen, in Kleinpommern den Namen Mestwin (aus Meswin, deutsch Magwin, „Schwertfreund“), der ebenso gotisch wie deutsch sein kann.

Wie diese kleineren Staatengebilde scheint auch das zu Weltmacht gelangte Polen nicht rein gotische Herrscher gehabt zu haben, wenn auch noch Boislav der Tapfere (992—1025) auf seinem Grabstein als König der „Goten oder Polen“ schlechthin bezeichnet wird. Vielmehr muß Polen wenigstens zu Anfang ein westgermanisches Herrscherhaus gehabt haben, sofern man den Sagen von Piast und seinen Nachkommen bis zu dem schon geschichtlichen Mieczyslaw (gest. 992) einigen Glauben schenken darf. Die Herrscherreihe ist Piast, der ein armer Bauer aus Kujavien gewesen sein soll, Ziemowit, Ziemomysl<sup>1)</sup>, Mieczyslaw. Auch hier fällt der Name auf -wit auf. Ziemowit — das Polnische erweicht alle Laute, auch in slavischen Worten — ist das deutsche Samwig (man denke an den fränkischen Samo), Ziemislaw, das allerdings gotische Form hat, entspricht dem deutschen Samlieb, Piast gehört zu deutschen Namen wie Fasta, Fastant, Fastolf und kommt von fasti (fest, stark) her. Ganz sicher ist die deutsche Herkunft der Piasten freilich nicht, denn Kujavien, woher Piast stammt, war gotisches Land. Dafür aber, daß doch, ein großer Teil der Herren westgermanischer Herkunft war, spricht vor allem ihre Selbstbezeichnung als Schlachta (althochdeutsch slahta), „Geschlechter“; ja, man mag vermuten, daß im anfänglichen Polen die Goten nur den

<sup>1)</sup> Ziemislaw wird die richtige Form sein; alle polnischen Namen auf -nislaw kürzen dieses zu mysl, als stecke darin das slawische mysl, „Gedanke“, während das mis zum ersten Bildewort des Namens gehört. Bei Ziemo wurde an ziemia, „Erde“ gedacht; so wurde Ziemislaw zu Ziemomysl, ein Vorgang, der in Namen wie Othfahndl in Osterreich (aus Orphanel, „Waisenkind“, von Orphanotrophium) und ähnlichen vollständigen Umdeutungen seine Parallelen hat.

zweiten Adel bildeten, da der gotische Name Bladyfen diesen bezeichnet. Die Bladyfen (Walbinge) waren zweifellos die früheren Herren. Sie wurden aber nicht unterworfen, sondern nur im Stande herabgedrückt, müssen jedoch als die zahlreicheren alsbald wieder zur Gleichheit und damit zur Vormacht gelangt sein. Die Bladyfen gehen in der Schlachta auf, wenn nicht etwa die Dynastengeschlechter, die sich später in Deutschland Grafen- und Fürstentitel holten, doch auf die westgermanischen Oberherren zurückzuführen sind. Die Namen der Piasten von Mieczyslaw an sind gotisch.

Die erste Nachricht über Polen verdanken wir dem spanischen Juden Abraham ben Jakob (Ibrahim ibn Jakub), der um 960 in Deutschland reiste. Danach herrschte damals dort König Miseko und hatte dreitausend Mann um sich, von denen hundert so viel galten wie tausend der andern Leute; sie alle standen in des Königs Sold. Miseko, der auch in lateinischen Quellen diese Kurzform seines Namens trägt, ist der oben erwähnte Mieczyslaw.<sup>1)</sup> Er wurde von dem deutschen Markgrafen Gero besiegt und gezwungen, dem Kaiser den Vasalleneid zu leisten und für einen Teil seines Landes Zins zu zahlen. Schon 966 nahm er das Christentum an. Der deutsche Jordan wurde der erste Bischof. Die Sage läßt seine Gattin, die Tochter Boleslavs I. von Böhmen, die ihrem ersten Manne, dem Markgrafen Gero entlaufen war, ihn zum Christentum bekehrer. In zweiter Ehe heiratete er eine Deutsche, Oda, die Tochter des Markgrafen Dietrich. Schon daraus ist ersichtlich, daß er des Deutschen kundig war. Unter dem Sohne der Böhmin, Boleslaw I. (992—1025), wurden neue Ländereien zu dem angestammten Besitz hinzu erworben, so daß sich schon damals Polen von der nordungarischen Donau bis zur Ostsee erstreckte. In seinem

<sup>1)</sup> Als die richtigere Schreibung gilt Msciislaw; bei anderen Slaven lautet der Name Mstislaw und Mstislaw. Mieczislaw, gesprochen Mjetschislaw steht dem gotischen Mekislaw, am nächsten. Das gotische meki, „Schwert“, ist noch in den slawischen Sprachen erhalten: südslawisch mac, polnisch miecz, russisch mečj. Mieczyslaw bedeutet „Schwertsohn“.

letzten Lebensjahre ließ sich Boleslaw zum König krönen. Boleslaw ließ es sich angelegen sein, die heidnischen Stämme seines Gebietes zu christianisieren. Er gründete in Pommern ein Bistum, dem er den Deutschen Kleinern vorsetzte, und zu den Preußen ins Samland sandte er den Adalbert<sup>1)</sup>, der dort erschlagen und später zum polnischen Hauptheiligen wurde. Unter Boleslaws Söhnen Bezprym und Mieczyslaw und unter Mieczyslaws Söhnen Boleslaw und Kasimir<sup>2)</sup> kam es zu Erbstreitigkeiten, aber auch zu Aufruhr der Heiden gegen die Christen, der griechischen gegen die lateinischen Christen, der Stammesfürsten gegen das Herrscherhaus, der Höbrigen gegen die Herren, aber Kasimirs Sohn Boleslaw II., der Kühne (1058—1079), mit den Kurikiden Rußlands verschwägert, unternahm wieder gewaltige Kriegszüge; gegen seinen Autokratismus freilich erhob sich der Adel — Boleslaw starb in der Verbannung und sein Nachfolger, sein jüngerer Sohn Wladyslaw I. Hermann, der in dritter Ehe Heinrichs IV. Schwester Jutta heiratete, nahm den Königtitel nicht wieder an, sondern nannte sich nur Herzog. Seine Söhne Zbigniew und Boleslaw Schiefmund, Boleslaw ein ebensolcher Kriegsfürst wie der zweite Boleslaw, folgten einander in der Herrschaft; Boleslaw Schiefmund teilte sein Reich unter seine drei Söhne Wladyslaw, Boleslaw und Mieczyslaw. Es kam zu schier endlosen Kämpfen. Die Herrscher nannten sich bald Großfürsten, bald Herzöge, Wladyslaw I. setzte sich wieder, mit Zustimmung des Papstes, die Königkrone auf (1320). Wladyslaws Sohn war Kasimir I. der Große (1333—1370), der Stifter der Universität Krakau, der „Bauernkönig“; aber Kasimir hinterließ keine Söhne; so ging die Krone auf den Sohn seiner Schwester, König Ludwig von Ungarn aus dem Hause Anjou über und nach

<sup>1)</sup> Adalbert hieß eigentlich Wojtech (Wigtag) und stammte aus einem böhmischen Adelsgeschlecht; er hatte in Magdeburg studiert, Otto III. war sein Freund. Sein Bruder, der der erste Metropolit wurde, hieß Radim (Radhelm) und nannte sich Gaudentius.

<sup>2)</sup> Kasimir, echt polnisch Kazimierz, ist das altdeutsche Satumer, das schon im ersten nachchristlichen Jahrhundert als Name eines Schattenfürsten vorkommt, das spätere Hadamar; es bedeutet „Kampfberühmt“.

Ludwigs Tode auf seine Tochter Hedwig, die 1384 zum „König“ gekrönt und gezwungen wurde, Wladyslaw Jagiello, den Großfürsten von Litauen, zu heiraten. Der Großfürst nahm dafür das Christentum an, und fortan bildeten Litauen und Polen ein Reich. Der polnische und der litauische Adel verbrüdereten sich (1413), das Polnische wurde die allgemeine Sprache, das Litauische erhielt sich nur in Samogitien und den Nachbargebieten wenigstens beim Volke. Die Jagiellonen herrschten bis 1572, dann wurde Polen Wahlreich.

Die Besten des deutschen Volkes hegen seit langem eine besondere Sympathie für die „edlen Polen“. Man sieht in ihnen wie auch in den Ungarn „ritterliche Nationen“ und hat Recht darin. Wohl sind auch in Polen (wie in Ungarn) manche Einzelne in den Adel aufgestiegen, aber der Adel selbst war von der übrigen Bevölkerung durch eine so große Kluft getrennt, hatte so strenge innere Gesetze, daß verhältnismäßig nur sehr wenig fremdes Blut in ihn aufgenommen wurde. Man findet allerdings unter den Piasten einen Boleslaw Kraushaar (1146—1173) und einen Leszek den Schwarzen (1279—1288) — neben einem Leszek dem Weißen (1194—1227) —, aber in die Herrschersippen dringt ja durch ihre unbedenkliche Verbindung mit den Töchtern von Machthabern noch so zweifelhafter Herkunft<sup>1)</sup> viel leichter solches fremdrassiges Blut als in die breiteren Adelskreise. So erhielt sich der blonde Typus unter der polnischen Schlachta bis heute auffällig rein, und auch, wo Haar- und Augenfärbung dunkel waren, behielt das Gesicht den reinen nordischen Schnitt — daher die sprichwörtlichen „schönen Polinnen“. Eine solche schöne Polin war die blonde Gräfin Marya Walewska, die ihre Ehre opferte, um Napoleon für ihr Vaterland zu gewinnen. Der polnische Adel — und man spricht bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein nur von ihm — hat mit am reinsten sein Germanentum bewahrt. Seine übertriebene Höflichkeit freilich (padam do nog,

<sup>1)</sup> Man denke an das Blut der Bernadottes, der montenegrinischen Miegusch, der Medici und Sforza.

„ich falle zu Füßen“) mutet uns mehr orientalisches an als germanisch, aber man denke an die ganz ähnliche spanisch-gotische, die auch den Brieffschreiber nicht nur die Hände, sondern auch die Füße küssen läßt (quien besa sus pies). Zu erklären ist sie durch den Abstand, der hier (wie in Spanien) zwischen dem Adel und dem Volke bestand; die Höflichkeit, womit das Volk dem Adelligen begegneten mußte, wurde von den Adelligen auch untereinander angewendet. Aber man lese in den glänzenden „Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica“ vom Grafen Rzewuski, wie auch der schichte Kleinadelige darauf sah, daß der Magnat, dem er buchstäblich zu Füßen fiel, ihn aufhob und als Bruder küßte; sonst hätte er ihn sogleich vor die Klinge gefordert. Die „Falschheit“ der Polen beruht darauf, daß der Ausheimische die bloße Förmlichkeit für ihm besonders erwiesene Gunst nimmt. Solche äußere Formen sind lediglich Übereinkommen, aber allerdings ist es angenehmer, ihnen zu begegnen, als den unnütz eigenstolzen von Leuten, die sich adlig bedünken (wenigstens von Seele) und an Körper wie Wesen Söhne der Namenlosen, des Chaos sind. Freilich ist die polnische Geschichte auch ungemein reich an gewissenlosester Verräterei. Aber ist es die Geschichte anderer Blondlinge nicht? Ich gebrauchte das Wort von der geistigen und seelischen Spannweite des nordischen Menschen. Der Sohn des Chaos ist klein im Guten wie im Bösen. Auch noch in einem blonden Nero ist Größe. Und das stolze Hinaustragen über die gleichgiltige Allgemeinheit ist eben für den nordisch Empfindenden alles.

Als Germanen haben die Schlachzizen auch eifrig die Reformation aufgenommen, und es wäre wohl ein glänzender Kulturaufschwung die Folge gewesen, wenn sie die neue Lehre hätten behalten können. Viele von ihnen hielten daran auch dann noch fest, als die Mehrzahl sich schon zum Tridentinismus bekehrt hatte. Damals verlor Polen ein gut Teil seiner besten Elemente an Deutschland, Ungarn und die Niederlande. Sonderbar ist es, bei ihnen, die doch zum Hauptteil Goten waren, den Arianismus wieder zu finden, der schon das Bekenntnis der alten Goten

gewesen war. Natürlich deckt sich der Lehre nach der polnische Arianismus nicht mit dem gotischen, gemein aber ist ihnen die Abwehr des Außerlichen, die ethische Strenge. Daß aber die großen polnischen Familien, die Radziwill, Sapieha, Lascki sich bekehren ließen, hat seinen Grund, ähnlich wie bei den ungarischen und südslavischen, darin, daß man erkannte, es sei nur möglich in seiner Machtstellung zu bleiben, wenn man das Volk nicht auch zur neuen Lehre übergehen ließ. Der Tridentinismus beschränkt die Bildung und religiöse Freiheit — was einer glaubt oder nicht glaubt, ist Nebensache, nur die Außerlichkeiten der Religion müssen jedenfalls erfüllt werden — auf die Herrschenden; die Masse wird in Unwissenheit und Stumpfheit und dadurch in unbedingtem Gehorsam erhalten. Darum schuf der Jesuitismus in Polen wohl gute Schulen für die Adelligen, übernahm sie vielmehr von den Protestanten und führte sie fort, ließ aber die Schulen für das Volk verfallen. Doch auch die Bildung, die der Adelige erhielt, war nicht mehr darauf gerichtet, jeden zur vollsten Entfaltung seiner Persönlichkeit zu erziehen, sie brachte darum nicht einzelne überragende Genien, sondern nur eine gewisse Herrscherkaste hervor. So fehlt es der nachreformatorischen Zeit in Polen an großen starken Willensmenschen, und im Grunde herrscht überhaupt nicht mehr die Schlachta, sondern die Kirche, weil sie die Schlachta in ihrem Geiste gebildet hat und nicht aus ihrem Banne läßt. Das ist die Tragödie der Polen. Um an der Herrschaft zu bleiben, wurden sie tridentinisch, und eben dadurch wieder verloren sie ihre individuelle Kraft und Größe. Es ist müßig, sich vorzustellen, wie es anders hätte kommen können. Es konnte nicht, weil eben die ethnischen Verhältnisse so und nicht anders waren. Ungarn, der deutsche Süden und Frankreich erlitten ganz dasselbe Schicksal, wenn auch jedes in besonderer Spielart. Und das ist die Tragödie der nordischen Rasse.

Die an die Polen angrenzenden Litauer, die nicht nur den Polen, sondern auch den Russen, in den Romanows, ihre späteren Herrscher gaben, sind eigentlich nicht Slaven, sie bilden vielmehr mit den Letten und Preußen eine be-

sondere, die sogenannte baltische Sprachgruppe, die von der germanischen zur slavischen überleitet. Das Volk ist noch heute groß und blond, aber doch stark mit unnordischen Einschlag durchsetzt, es mag schon lange, bevor es in die Geschichte eintritt, von germanischen Eroberern beherrscht worden sein, denn die Fürsten heißen bei den Litauern rigas (vom gotischen reiks, König) und bei den Letten kungas. Der erste, noch sagenhafte Fürst trägt den germanischen Namen Ringold.

Besonders der Ausdruck rigas spricht dafür, daß die ersten Herren der Litauer Goten waren, in der Tat hat sich ja das gotische Reich in seiner größten Ausdehnung bis an die Ostsee erstreckt. Aber schon Ringold ist nicht gotisch, sondern skandinavisch. Und so bildet auch in dieser Hinsicht Litauen die Brücke zu Rußland. In die Geschichte tritt Litauen ein mit Mindowg, der 1251 zum Christentum übertritt und vom Papst als König anerkannt wird. Er fiel aber wieder vom Christentum ab, kämpfte mit den deutschen Ordensrittern von Preußen und wurde von anderen Fürsten erschlagen (1203). Erst wieder Gedimin (1315—1340) gab dem Reiche, nun als Großfürstentum, Einheit und Dauer; er eroberte einen Teil Südrußlands und selbst Kiew. Von seinen sieben Söhnen, unter die er sein Reich geteilt hatte, gelangten Olgerd und Keistut zur Herrschaft. Olgerds Sohn war Jagello, der Litauen mit Polen verband. In einem Teil Litauens aber behielt Witowt, der Sohn des von Jagello getöteten Keistut, eine von Jagello anerkannte Selbständigkeit, nach ihm ernannte Jagello seinen Bruder Switrigailo zum Großfürsten von Litauen, der aber wurde von Witowts Bruder, Siegmund, verdrängt. In der Folge saßen polnische Jagellonen auf dem litauischen Thron, bis 1501 beide Länder durch Personalunion vereint wurden.

Von den erwähnten Namen sind einige ohne weiteres durchsichtig. Witowt (polnisch Witold) ist das deutsche Widold, Olgerd das dänische Holger, das deutsche Helgerd, Mindowg gibt Mindowfr wieder, wie Grollasg Hrollasfr, und ist als Mentthiofr (Geschmeideräuber) zu deuten — allbekannt ist der Name Fridthiofr (Friederäuber). Gedimin

ist aus gaidu (Lanze) und minna (Minne) zusammengesetzt und bedeutet „Lanzenliebhaber“ wie das deutsche Gedowin „Lanzenfreund“. Die mit gailo (gello) zusammengesetzten Namen haben ihre Parallelen in deutschen Namen wie Ratgeil und Gerhil; gailo ist unser „geil“, hat aber nach dem Gotischen gailjan (erfreuen) und dem litauischen Lehnwort gailus (heftig) ehemals den Sinn von „wilder Freude“ gehabt. So erklärt sich dann Kirgello (das deutsche Gerhil) als „Speerfroh“, Jagello wohl als Hadgeil (Kampffroh) und ähnlich Switrigailo vom skandinavischen svinthr (kräftig) als „Kraftfroh“. Auch im Deutschen kommt neben svint die unasalierte Form svit vor. In Keistut sehe ich älteres Keistowt, also Keistold und damit denselben Namen wie Gastwald, Castald (Gästewalter) im Deutschen. Alle diese Namen stellen die litauischen Herrscher näher zu den Skandinaviern und selbst zu den Deutschen als zu den Goten.

Und noch ein nichtslavisches Volk muß hier angeschlossen werden, das magyarische. Es ist verfehlt, sich die Magyaren bei ihrem Einbruch in das Karpathenland als Mongolen oder Tataren vorzustellen. Sie brachten gewiß solche mit, fanden aber auch schon welche im Lande vor. Hunnen und Awaren hatten diesen Völkern die Schleusen geöffnet, und bis tief nach Deutschland hinein, wo namentlich in Thüringen ganz rein asiatische Typen bis heute vorkommen, ergoß sich ihr Strom. Waren aber die Herren selbst Menschen von dieser Rasse? Das Magyarische steht mit den ostasiatischen Sprachen nur in ganz fernem Zusammenhang — die oft als Beispiel angeführte Gleichung magyarisch jó = chinesisch hao kann sehr wohl auf indogermanisches gut (gotisch göds, altnordisch gödt) zurückgehen —, in weit engerem dagegen mit dem Finnischen. Die Finnen nun sind ein blondes Mischvolk und zeigen schon darin die uralte Durchsetzung mit Indogermanen an. Ein ebensolches blondes Mischvolk sind die Ostjaken im Kaukasus, deren Sprache das Magyarische mit den Türkisprachen verbindet. Außerdem sind Finnisch wie Magyarisch beide mit zahllosen indogermanischen Worten verschiedensten Alters durchsetzt. Es wiederholt sich bei den Magyaren nur der-

selbe Vorgang wie bei den Hunnen: germanische Edelinges brechen mit einem Trosse von mehr oder weniger nicht-nordischen Völkern als Eroberer in das Land ein, fühlen alsbald ihre tiefere Verwandtschaft mit den Germanen der Nachbarländer und verbinden sich mit ihnen. Wie ein Wenzel von Böhmen und ein Wizlaff von Rügen deutsche Minnesänger waren, wie von den Piasten manche überhaupt nicht polnisch sprachen, so konnte die Arpadin Elisabeth eine deutsche Heilige werden.

Der Fürst der Landnahme (um 890) war Arpad, der Stammherr des Hauses, das bis 1301 im Mannesstamm in Ungarn herrschte; sein Vater hieß Almos, von seinen Söhnen starben Liuntin, Larkos, Teles und Jutócz frühe, Zolt, noch ein Kind, folgte ihm, diesem Laksony, sein Sohn, von der Tochter des Fürsten Marot. Laksony (gest. 972) nahm die Tochter des Fürsten Kun zur Frau, sein Sohn und Nachfolger Géza, die Schwester des polnischen Piasten Mieczyslaw, Adelheid, beider Sohn Bajf wurde schon christlich erzogen (von Adeodat) und wurde unter seinem in der Laufe erhaltenen Namen Stephan der Hauptheilige Ungarns und erster „König“. Stephans Gattin war die deutsche Gisela von Bayern, beider Sohn Emmerich starb schon vor dem Vater. So folgte Stephan sein Neffe Peter, der Sohn einer Tochter Gézas und Adelheids aus ihrer Ehe mit dem Dogen von Venedig Otto Urseolo. Diese weibliche Linie herrschte nur in diesem einen Glied. In Andreas I. kam (1046) die Linie Michaels, des Bruders Gézas auf den Thron. Michaels Sohn (von einer unbekanntem Gattin) war Ladislaus der Kahle, und dessen Sohn von einer warägischen Fürstentochter Andreas I. Auch Andreas heiratete eine Warägerin (Anastasia-Ugmunda), aber zunächst folgte ihm nicht sein Sohn Salomon, sondern sein Bruder Béla I. (1060—1063), dann erst Salomon, und diesem der Sohn Bélas I. und der polnischen Piastin Richeza, Géza I., danach dessen Bruder Ladislaus I. der Heilige (1077—1095). Ladislaus hatte die Deutsche Adelheid von Rheinfelden zur Gemahlin. Beider Tochter Piroška („die Blonde“, daneben auch Prisca) heiratete den griechischen Kaiser Johannes Komnenos. Nach Ladis-

laus des Heiligen Tod waren noch drei Arpaden am Leben, der bejahrte Lambert, sein Bruder und die Söhne Gézas von der Komnenin Synadene Koloman und Almos. Koloman war zum Geistlichen bestimmt gewesen, war aber, noch ehe er die Weihen erhalten hatte, zu den verwandten Piasten nach Polen geflüchtet, Almos, der eine schwedische Fürstin, Ingeborg, zur Gattin hatte, war Herzog von Kroatien. (Die Tochter Gézas, Sophie, war erst mit Herzog Ulrich von Kärnten, in zweiter Ehe mit Herzog Magnus von Sachsen verheiratet.) Koloman wurde König (1095). Er hatte in erster Ehe die sizilische Normannin Busila zur Frau, in zweiter eine Warägerin. Deren Sohn Stephan II. wurde sein Nachfolger, aber der starb kinderlos, und es folgte Bela II., der Blinde, der Sohn der Schwedin. Bela vermählte sich mit der gotischen Nemanja Helene, der Tochter Uroschs von Serbien. Beider Sohn, Géza II. (1141—1161) ist besonders dadurch bemerkenswert, daß er viele deutsche Kolonisten nach Ungarn rief. Das sind die ersten „Sachsen“. Aber schon seit Karls des Großen Zeit waren deutsche Freibauern bairischen Stammes im Südwesten Ungarns angesiedelt worden, die sogenannten „Hienzen“, die ihren Namen wohl von einem Grafen Heinz haben. Gézas II. Gattin war die Warägerin Euphrosyne. Beider Sohn, Stephan III., hatte von seiner Gattin, Anna von Osterreich, keine Kinder; so folgte ihm sein Bruder Bela III. (1172—1196). Der war in Konstantinopel erzogen worden und nahm auch eine „Griechin“, Agnes von Antiochien, zur Frau. Antiochien war damals von Normannen, den Nachkommen Bohemunds, des Bruders Robert Guiscard, beherrscht. Belas Söhne von dieser Gattin — seine zweite war eine Tochter Ludwigs VII. von Frankreich — waren Emmerich (1196—1204) und Andreas II. (1205—1235). Andreas II. sah den Adel im Lande übermächtig werden. Sein Tochter Elisabeth von Thüringen wurde noch zu seinen Lebzeiten heilig gesprochen. Sein Sohn Bela IV. (1235—1270), wie Elisabeth ein Kind der ersten Gattin Andreas', Agnes von Meran, hatte den Mongolensturm zu erdulden. Nach Abzug der Tataren mußte das Land zum großen Teil von Deutschen

neu besiedelt werden. Unter Bela unternahm ein ungarischer Dominikaner, Otto, die Reise nach Asien, um die zurückgebliebenen Stammverwandten aufzusuchen und ihnen das Christentum zu bringen; zwei andere Mönche, Julian und Bernhard, wiederholten, als Kaufleute verkleidet, die Fahrt, und Julian gelangte, wie es heißt, wirklich zu sprachverwandten Stämmen, mit denen er sich verständigen konnte und die noch von dem Auszug ihrer Brüder gewußt haben sollen. Die letzten Arpaden sind Stephan V., der Sohn Belas und einer gewissen Salome aus unbekanntem Hause, Ladislaus V., der Sohn Stephans V. und der kumanischen Königtochter Elisabeth, und Andreas IV. (gest. 1301); Andreas war der Enkel Andreas II. und seiner dritten Gemahlin Beatrix von Este, der Sohn einer Morosini. Das erklärt seinen Beinamen „der Venezianer“.

Von all den genannten Frauen waren sicher einheimische nur die ersten (bis Géza, gest. 997) und die Kumanierin Elisabeth, vielleicht auch Salome, die andern alle ausheimische und bis auf Synadene, die aber vielleicht auch gotischer Herkunft ist (als Schischmanidin), alle Sprossinnen ursprünglich germanischer Familien. Daß sie darum nicht reine Germaninnen und vor allem nicht alle Rassegermaninnen gewesen zu sein brauchen, ist selbstverständlich. Jedenfalls aber war das Herrscherhaus der Arpaden seit dem Jahr 1000 auch dann ein wesentlich germanisches, wenn etwa die ersten Fürsten nichtgermanischer Herkunft gewesen sein sollten. Aber die Namen Almus (lateinische Form von Almo, die aber beibehalten wurde; jetzt wird Almos Almosch gesprochen) und Arpad erscheinen auf den ersten Blick als germanische. Aber sind sie gotisch? Arpad kann es sein; es entspricht dem deutschen Heribad. Gotisches harjis, althochdeutsches hari (in Namen sehr oft auch ari, ar-) und bad (Kampf) setzen es zusammen; altnordisches herr und bodh stehn ferner. Aber Almo, das auf Halmo zurückweist, ist nicht gotisch. Nun findet man in Nestors russischer Chronik (um 1100) für das Jahr 882 (also nur acht Jahre vor der Landnahme) folgenden Bermerk: Man erschlug Askold und Dyr, trug sie auf den Berg und begrub jenen auf dem Berge, der noch heute der

ungarische heißt und wo noch jetzt der Hof Olmas steht.“ Dieses Olma (man kann auch Almo lauten) ist das skandinavische Holma. Ich weiß nicht, ob dieser Bermerk schon mit dem Vater Arpads in Beziehung gebracht worden ist; besteht sie zu Recht, dann ist das Herrschergeschlecht nicht als gotisch, sondern als warägisch zu betrachten. Es erklärt sich dann auch, warum so oft warägische Fürstinnen geheiratet wurden. Bedenkt man aber, daß die Magyaren aus dem Süden Rußlands, aus dem ehemaligen Gotenreich kamen, so erklärt es sich hinwieder, daß die Namen nicht einheitlich sind. Ich stelle Geich (so lautet der Name Géza in der ältesten Schreibung) zu skandinavischem Giuki, das deutsches Gibich wiedergibt, aber Géza (Geisa) ist gotisch und althochdeutsch. Mehrere Namen sind gemein germanisch, so Zsolt (altnordisch Sludi, altdeutsch Salado, jetzt Seld), Ront (altnordisch Knut, Kanut, altdeutsch Chonod- und Chnod-), Szoard (altnordisch svartr, deutsch schwarz). In Marót — so hieß der Vater der Gattin Zsolt's — sehe ich Marold (vgl. Witowt-Witold); in Kun — so hieß der Heerführer, dessen Tochter die Gattin Taksonys wurde — gemein germanisches Kun (gotisch kumni, althochdeutsch chunni, altnordisch kyn), woher unsere Namen Kuno, Kuhn und Kühne kommen. Anfügen möchte ich noch, daß Almos als nordischer Necke geschildert wird: schön von Gesicht, mit großen Augen, hochgewachsen mit mächtigen Armen. Das ist kein Mongole. Daß seine Augen „schwarz“ genannt werden, besagt nichts, da es schwarze Augen ja nicht gibt, aber auch die lichtesten „schwarz“ erscheinen können, wenn ihre Pupillen sehr erweiterungsfähig sind.

Daß in Ungarn das magyarische Staatsprache werden konnte, was nach der Zahl der echten Magyaren ganz ungerechtfertigt ist, hat seinen Grund darin, daß eben zweifellos schon die Landnehmer die Sprache ihrer Heermassen sprachen. Um sie zunächst scharfen sich die Tüchtigsten, und wie immer sich die ethnische Zusammensetzung der Herrschenden im Laufe der Zeit ändern mochten, immer wurde die Sprache von den neu Hinzutretenden übernommen. Alle schlossen sich ja friedlich an; es gab keine neuen Eroberer.

So wurden die südslavischen Goten Hunyadi und Kálóczi, so die deutschen Bátori, Pázmány und Forgács unter Aufgabe oder Magyarisierung ihrer Namen zu Magyarern, so noch in neuer Zeit die Degenfeld und Kuen, so in jüngster die zahllosen Juden, die sich geradezu zu wirtschaftlichen Beherrschern Ungarns machten; die frühere slavische oder deutsche Sprache wurde vergessen. Das Deutsche wird in Ungarn, wo es noch vor zwei Generationen als Muttersprache vorherrschte, als fremde Sprache gelehrt und gelernt.

Das kann von den Deutschen tief beklagt werden — allerdings haben sie nichts dazu getan, dem zu steuern, und im Reiche sind die Sprachverhältnisse Osterreich-Ungarns völlig unbekannt —, es ist aber Tatsache und ein Beweis für die Stärke des Staatgedankens in Ungarn. Der Geist der Landnehmer lebt fort. Er hat einen besonderen Träger in der kleinen, aber in sich fest geschlossenen Gruppe der protestantisch verbliebenen Magyarern, besonders ihrer Adelligen, gefunden. Ungarn hat die neue Lehre nicht nur aufgenommen, sondern zu einem erheblichen Teile zu bewahren vermocht. Zwar hat auch hier die Gegenreformation viele Geschlechter zum Tridentinismus zu bekehren gewußt, die Trinyis, die Kálóczis — der Befehrer, Graf Pázmány aus dem deutschen Geschlechte Hunt-Pazmann, war selbst Protestant von Herkunft —, aber viele blieben treu, und gerade die Magyarern, die berühmten Kuruczen, kämpften für Vaterland und Glauben mit unentwegtem Mut; sie wurden auf die Galeeren geschickt, aber ihre Lieder gingen von Mund zu Mund. Zudem waren auch die Deutschen Ungarns anders als die Osterreichs eine besondere Auslese, spätere Wikinger gewissermaßen, und so war ihnen das Evangelium ganz ebenso reiflos innerlich gemäß wie den am reinsten blonden Teilen der rein germanischsprachigen Länder. Und nicht anders den Slaven, die namentlich durch die böhmische Gegenreformation Zuzug und Stütze durch tschechische Protestanten erhielt. Es ist darum nur natürlich, daß in der schmeren Zeit dieses Krieges in Osterreich-Ungarn ein Ungar und ein ungarischer Protestant, Stefan Tisza, der Sohn einer Degenfeld, an der Spitze des Staaten-

vereins steht. Aus dem Protestantismus sind aber auch Kossuth, Koloman Tisza und Bánffy hervorgegangen, ebenso die Heerführer Görgei (ein Zipser Sachse) und Benedek, denen beiden in ihrer ehrlichen Größe erst die Nachwelt gerecht geworden ist, die Dichter Petöfi (ein Slowake), Arany, Madách („Die menschliche Tragödie“), Jókai, Kemény, Jókai.<sup>1)</sup>

Ebenso jedoch wie die polnische Schlachta unterscheidet sich das Ungarum in manchen Zügen von dem Deutschtum. Es hat in vieler Hinsicht, ob auch unter einer nicht-indogermanischen Staatsprache, das nordische (germanische) Wesen reiner bewahrt als Deutschland, weil es bis in sehr nahe Zeiten die Auslese der Besten als Adelige und Bürger sehr deutlich und scharf von der Masse schied, deren Blut darum nicht in so vielen und breiten Strömen aufnahm. Daher die ungarische Ritterlichkeit, die Gastlichkeit, die persönliche Unbekümmertheit. Und selbst heute, wo die bisher verschlossen gewesenen Tore geöffnet wurden, bestimmt der Geist der Vergangenheit wenigstens im Großen noch den Geist der Gegenwart.

## Rußland.

Rußland ist im Laufe der Jahrhunderte zur Vormacht des Slaventums geworden, eigentlich zu dem einzigen selbständigen in slavischer Sprache beherrschten Reich. Es hat alle anderen Slaven in seinen Bann zu schlagen gewußt, selbst einen Teil der Polen und der Bulgaren, die am eifersüchtigsten ihre Freiheit, wenigstens die geistige,

<sup>1)</sup> Eine große Anzahl bedeutender Ungarn sind Deutsche. So Lenau, der Sohn eines Schlesiens und der deutschen Dfnerin Theresia Maigraber, so Franz Liszt; beide kannten vom Magyarischen nur wenige Worte. Ich nenne ferner die Maler Michael Munkácsy (Lieb), den Mathematiker und Physiker Joseph Pekval, dessen Berechnungen die Lichtbildaufnahmen in Sekunden ermöglichten, den Mediziner Ignaz Philipp Semmelweis, der die neue Kindbettfieberbehandlung einführte, den Geographen Johann Hunfalvy (Hunsdorfer) und seinen Bruder den Sprachforscher Paul Hunfalvy, den Dichter Franz Herczeg (Herczog), den Politiker Alexander Wekerle.

zu wahren gesucht haben, dazu eine ungeheure Zahl fremdster Völker unter sein Szepter gebracht. Seine Parallele ist das britische Reich, das seinen Mittelpunkt (London) fast genau so weit vom Ursprungsgebiet der blonden Rasse hat wie das russische den seinen (Petersburg-Petrograd). Und beide sind aus gleich bescheidenen Anfängen zu dieser Stellung gelangt, sind es in fast gleichem Schritt. Die Parallele wäre vollständig, wenn im britischen Reich nicht eine germanische Sprache, sondern Keltisch als Staatssprache gälte. Oft genug haben ja Engländer sich als Kelten gefühlt, die besten Männer ihres Volkes für das Keltentum in Anspruch genommen, vor allem Shakespeare. Einzelheiten ergeben sich aus den Darlegungen. Man könnte mit der Frage beginnen: ist das russische Volk russisch, d. h. germanisch, das englische englisch, also ebenfalls germanisch? Diese Frage wäre für die Gesamtheit zu verneinen. Sind dann die Engländer in der Hauptsache Kelten, die Russen Slaven? Da kommt man zu dem Ergebnis, daß zweifellos in England noch Kelten als Rückschläge auftreten können, ebenso Slaven in Rußland.

Hier zunächst die Slavenfrage. Der Sprache nach sind die Slaven Indogermanen, die die Brücke bilden zwischen dem Osten und dem Westen, zwischen den Arya und den Germanen, wie die Kelten zwischen Germanen und Römern nach der andern Seite hin. Daß sie als Indogermanen ein blondes Nordvolk waren, ist selbstverständlich, und so kommen denn auch die slavischen Forscher zu dem Schluß, die alten Slaven seien blond gewesen. Wir finden sie zuerst unter dem Namen Wenden erwähnt, der wohl ihr allgemeinsten war. Schon Herodot nennt die Heneter zwischen Donau und Hämus und bis zur Nordspitze der Adria hin. Von diesen Henetern hat Venedig den Namen. Sie wurden zu den Thrakern und Illyrern gerechnet, redeten aber eine den andern unverständliche Sprache. Es gibt daneben Heneter in Kleinasien und die Hindu in Indien. Das Verhältnis dieser Stämme zu einander scheint ein ähnliches zu sein wie das der Guti, Cheta, Thuden, Geten und Goten. Wie andere nordische Schwärme, so brachen solche auch aus dem Volke der

Wenden auf und drangen ohne Verbindung mit der Heimat bis in die fernsten Länder vor. Ihre Zahl wird gering gewesen sein. Die Heneter Herodots verschmolzen im Balkanlande mit den Illyrern und Thrakern, in Venetien mit den Kelten, verloren ihre Sprache und erkannten in den später andringenden eigentlichen Slaven kaum noch ihre Stammesbrüder. Plinius, Tacitus und Ptolemäus kennen die Wenden nur noch im hohen Norden als Nachbarn der Germanen. Nach Plinius wohnten sie auf einer Insel Eningia östlich von Skandinavien. Das ist wohl, wie schon Hugo Grotius vermutete, das heutige Finnland (man lese Feningia). Kein Zweifel, daß die Berührung der Slaven mit den Finnen, mit diesem Mischvolk aus nordischen und polaren Stämmen, sehr weit zurückreicht. Körperlich sind auch die blondesten Russen des Nordens stark finisiert. Es ist sogar möglich, daß der Name der Finnen auf den der Wenden zurückgeht. Wie andere Völker das W in H wandelten, so wurde dort vielleicht das W zu dem schärferen F; das inlautende D aber verschwindet in den nordischen Sprachen sehr oft („finden“ lautet im Schwedischen finna). Diese finländischen Wenden aber gingen ebenso wie die ersten Scharen im Süden in der übrigen Bevölkerung auf. Der große Gehalt an slavischen Worten im Finischen und in dem verwandten Magyarischen kann freilich und wird zumeist aus späteren Zeiten stammen. Nach Tacitus war das Gebiet der Wenden das Wald- und Bergland zwischen den Karpathen und der Ostsee, Ptolemäus läßt Wenden und Goten einander an der Weichsel berühren, die Peutingerische Weltkarte aus dem dritten Jahrhundert verzeichnet Wenden schon wieder an der Donau und zur selben Zeit mögen sie auch nach Südrußland vorgedrungen sein. Der Gote Hermanarich unterwarf sie unschwer. Sie heißen jetzt Sklaven, Sklavenen, auch (bei den Griechen) Sthlavenen, woraus sich die Form Sklave als Sonderbezeichnung des Unfreien bis heute erhalten hat.

Man hat den Namen Slaven von slovo (Wort) ableiten und als die „Sprechenden“ deuten wollen; die Nemci („Deutschen“) waren die „Stummen“, die aus Unkenntnis

der Sprache unter den Slaven schweigen mußten. Aber die Bezeichnung *nemei* ist nur Übertragung des Stammnamens der Nemeter auf das ganze Deutschvolk. Wohl hängt der Name der Slaven mit *slovo* zusammen, aber in anderer Weise, als man bisher annahm. Schon gelegentlich wurde er zu *slava* (Ruhm) und zu indischem *cravas* (Ruhm) gestellt, das auch mit *slovo* zusammenhängt, aber die Gleichung hat noch weiter zu gehn und auch den Namen der Kroaten, die als *Krobyzen* schon bei Herodot und später bei Strabo neben den Henetern genannt wurden, einzubeziehen. *Krobyzen* ist eine Weiterbildung wie *Wandalen* von *Wenden*. Beide Namen, *Slaven* und *Krobyzen* (*Chrobaten*, *Chorwaten*, *Hrvati*), gehn auf urindogermanisches *clevos* zurück, das im altindischen als *cravas*, im griechischen als *kleos* (*klevos*) erscheint. Der Name „*Kroaten*“ (*Chrowaten*) steht ebenso zwischen den beiden Formen wie „*Slaven*“, anscheinend aber „*Kroaten*“ dem griechischen *kleos* näher, „*Slaven*“ dem indischen *cravas*; „*Sklavenen*“ zeigt den Übergang. Auch die *Slaven* hatten danach wie die *Goten-Geten* eine östliche und eine westliche Gruppe. Die östliche behielt die alte Namenform, und ihre gotischen Herren nahmen sie nach Süden mit und gaben sie den dort siedelnden *Sklavenen*.

Zu bedeuten scheint der Name *Slaven-Sklavenen-Kroaten* zunächst die „*Ruhmvollen*“, aber ich verweise doch auf den Namen der *Semiten*, der auf dieselbe Wurzel zurückgeht, allerdings nicht auf urindogermanisches *clevos*, sondern auf *cleumn* („*Ruf*“), das im zendischen *eraoman*, im gotischen *hliuma*, im deutschen *Leumund* erhalten ist. Das hebräische *sem* bedeutet nicht nur „*Ruhm*“, „*Ruf*“, sondern geradezu *Name*. („*Rufname*“ im Deutschen deutet die Beziehung der Begriffe an.) So fasse ich *Slaven-Sklavenen-Kroaten-Semiten* als „*die Namenstragenden*“. Die Unterworfenen hatten ja keine Namen im Sinne der indogermanischen Herren, sie waren die „*Namenlosen*“. Was aber der Name für den Indogermanen bedeutet, hat Richard Wagner aus richtigem Gefühl und Verständnis heraus auch noch für uns Spätgeborene immer wieder in seinen Werken (von „*Lohengrin*“ an) dargetan.

Waren nun die *Slaven* im sechsten Jahrhundert, da der Name zuerst in dieser Form auftaucht, noch echte nordische Blondlinge, also echte *Slaven*? Von den *Slaven*, die *Hermanarich* unterwarf, sagt *Jordanes*, sie hätten sich trotz ihrer großen Überzahl ohne Mühe besiegen lassen. Schon das deutet darauf hin, daß sie in ihrer Rasse getrübt waren, und *Prokop* schildert sie dann im „*Gotenkrieg*“ schon als *Mischlinge*. Die *Sklaven* und *Anten* (wohl eine Nebenform von „*Wenden*“), schreibt er, sind „alle sehr groß und stark; ihre Haut- und Haarfarbe ist nicht weiß und blond, aber auch nicht gerade dunkel, sondern sie sind ganz und gar rötlich“. Ebenso nannte *Arndt* die Bevölkerung *Rußlands* wie aus Holz geschnitten. Diese *Mischlinge* sind überaus häufig geworden; auch das heutige Deutschland ist zum großen Teil von ihnen bewohnt. Weiter schreibt *Prokop*: Wie die *Massageten* leben sie in *Roheit* und *Dürftigkeit* und starren wie jene von *Schmutz*. Dabei sind sie durchaus nicht schlecht und böseartig, sondern kommen auch in Bezug auf die Einfachheit der Lebensweise den *Hunnen* gleich. Auch das weist im Gegensatz zu der oft hervorgehobenen *Sauberkeit* und *Vorliebe* für *Schmutz* und reichere Lebensführung bei rein nordischen Völkern auf *Rassetrübung* hin. Bezeichnend ist auch, daß ein Teil der *Slavo-Kroaten* sich ausdrücklich „*weiße Kroaten*“ nannten; daß setzt einen Teil von dunklerer Färbung voraus. Als dann später die *Waräger* die Herren der slavisch sprechenden Bevölkerung wurden, nannten sie sie die „*Schwarzen* und *Stinkenden*“ und das Wort vom „*weißen Zaren*“ (*bjelyj zar*) und „*schwarzen Volke*“ (*čornyj narod*) entstand. Die *Waräger* schieden sich von Anfang von den *Slaven*, deren Sprache sie doch bald angenommen hatten, und achteten sie gering. Zeugnis dafür der Bericht über *Olegs* Heerfahrt nach *Konstantinopel*. Da heißt es, *Oleg* und die *Russen* seien mit *seidenen Segeln* abgezogen, die *Slaven* seines Heeres hätten weniger kostbare aus *Nesseltuch* erhalten; die aber habe alsbald der Wind zerrissen, so daß sie wieder zu ihren groben *Leinensegeln* hätten greifen müssen: „denn es ist den *Slaven* nicht gegeben, mit feinen *Segeln* zu fahren“.

Wir sehen zunächst die slavischen Gebiete Rußlands von Goten beherrscht, finden Goten als ihre Führer auf den Beutezügen nach dem Balkan (S. 48 ff.). Diese Goten haben sich vielleicht sprachlich slavisiert, sind auch vielleicht, als Herren wie Volk unter die Oberhoheit der Hunnen kamen, mit dem slavischen Mischvolk verschmolzen, haben ihm einen neuen nordischen Blutstrom zugeführt und dadurch wohl die Raub- und Besiedelungszüge nach Westen möglich gemacht. Aber wohl ununterbrochen auch kamen neue Scharen von Germanen aus dem Norden. Längst vor den Normannenzügen im Westen nahmen skandinavische Handelsleute den „Ostweg“ über Rußland nach „Mikilgard“ (Konstantinopel), und manche davon werden im Lande geblieben sein und dort Stapelplätze für ihre Waren, besonders für das Rauchwerk, woran Rußland so reich war, begründet haben. So fand der Waräger Askold (864) in Kijew, der Gründung eines Nordländers Rii, schon so viel Landsleute vor, daß er mit ihnen gegen Byzanz ziehen konnte. Oft genug wird der warägische Zuzug so stark gewesen sein, daß es nicht mehr zur Angleichung der neuen Bewohner kam, sondern die Städte sich germanisierten. So wird berichtet, Nowogorod<sup>1)</sup> sei ursprünglich slavisch gewesen, dann aber warägisch geworden.

Man darf allerdings von den Sklavenen Prokops nicht ohne weiteres auf die Slaven des ganzen Gebietes schließen, vielmehr darf man annehmen, daß sich außer den weißen

<sup>1)</sup> Der Name der Stadt ist germanisch, nur lautlich slavisiert. „Gard“ bedeutet vor allem im Skandinavischen und Gotischen „Stadt“; deutsch kommt es nur in der Schweiz vor (Morgarten). Als Hansastadt hieß Nowgorod Naugart (besser wäre Neugart gewesen); die Bedeutung ist „Neustadt“. Man verfolgt das „Gard“ als Stadtname im ganzen Osten bis in die Levante, über das armenische Tigranokerta (Stadt des Tigranos) bis zu den phönizischen Gründungen Karthago und Cartagena. Im Hebräischen ist es ähnlich wie im Russischen zerdehnt worden (zu kirjath-), im Südslavischen ist es wie Karl zu kralj zu grad geworden (Belgrad) im Tschechischen zu hrad (Vyšehrad). Die Bedeutung „Einzelhof“, die gard ursprünglich hatte, lebt dabei noch vielfach fort. Aber die Grundbedeutung ist „(umgrenzter) Kreis“, dann „Umfriedung“ (unser „Garten“), so gardh im Albanischen „Zaun“. Warägisch hieß Nowgorod Holmgardr.

Kroaten noch manche andere Slavenstämme einigermaßen rein nordisch erhalten haben, dennoch aber gewiß nicht in solcher Allgemeinheit, wie es der Fall hätte sein müssen, wenn sie noch eigene Staatswesen hätten gründen wollen.

Die Sage läßt die drei Waräger oder Ruffen — es fragt sich noch, woher der zweite Name abzuleiten ist, — Rurik, Sineus und Truvor von den baltischen Slaven berufen werden, damit sie ihren Streitigkeiten ein Ende machten und ihre Fürsten seien. Hat eine solche Berufung überhaupt stattgefunden, so können die Berufer nur die schon im Lande ansässigen Waräger gewesen sein. Wahrscheinlich aber stellt die Sage nur den endlichen friedlichen Vergleich dar. Jene drei Brüder werden entweder als Soldner im Dienste einer Partei oder einfach als neue Eroberer gekommen sein. Als Gründungsjahr des „russischen“ Reiches gilt 862. Rurik (*Рюрик*, Hrurik) schuf sich in Ladoga, Sineus (*Синеус*, Sihniut, deutsch Siegnot) in Bjelo Osero, Truvor (Thruwar) in Isborßk eine Herrschaft; nach dem frühen Tode der Brüder vereinigte Rurik das ganze Gebiet. Schon aber entstanden Warägerstaaten auch im Süden. Askold und Dir (Dyr), die mit Rurik gekommen waren, aber nicht zu seiner Sippe gehörten, wie vermerkt wird, besetzten Kiew und konnten von hier aus mit vierzitausend Mann in dreihundertfünfzig Booten 865 einen Heerzug nach Konstantinopel unternehmen. Nach Ruriks Tode (879) wurde sein naher Verwandter Oleg (*Олег*, Håleig) Vormund des Sohnes. Oleg bemächtigte sich Kiews, ließ Askold und Dir töten und dehnte die Warägerherrschaft über die Kriwitschen (Kroaten) von Smolensk und die meisten Stämme Rußlands aus. Gegen Konstantinopel zog er mit achtzigtausend Mann, worunter auch schon Slaven waren (vgl. S. 81), in zweitausend Schiffen. Die Handelsverträge, die er mit Byzanz abschloß (907 und 911), weisen in den Unterzeichnern nur skandinavische Namen<sup>1)</sup> auf: Karl, Farlaf (Fjarlaf), Wel-

<sup>1)</sup> Ich folge bei den Namensdeutungen in der Hauptsache der seltenen Arbeit „Die skandinavischen Namen im anfänglichen Rußland“ von W. v. Gutzeit (Wiga, 1880, drei Teile).

mud (Wilmud), Kulaf (Hrólaf), Stenid (wahrscheinlich Smid, das auch als Simid vorkommt), Ingeld (Ingjald), Bermud (Bermud), Gudi, Kuald (Hróald), Kar, Frelaw (Freylaf), Kuar (Hróar), Alteum (im Text verschrieben zu Alteruw, Hagthiof, „Friederäuber“ wie Fridthiof, von hagr, „geordneter Zustand“), Truan (Thron), Lidul (Lidulf), Fost (Fast). Und ebenso kommt in dem Vertrage, den 943 Igor (*Игорь*, Ingar) mit Byzanz abschloß unter mehr als siebenzig Namen, soweit sie nicht unheilbar entstellt sind, kein slavischer, aber auch noch kein gotischer vor.<sup>1)</sup> Gleichwohl aber muß selbst in die Herrschersippe der Kurikiden schon sehr bald gotisches Blut gekommen sein. Das bezeugen die Namen auf -law mit dem Wessensfell im ersten Stammwort und die auf -mir. Denn nur auf diese Weise kommen in jener Zeit fremde Namen in die Sippen: der Name ist etwas heiliges, man verleiht ihn stets nach Blutsverwandten. Schon Kuriks Enkel heißt Swjatoslaw.

Die Verbindungen der Herrscherhäuser geben stets für die übrige Adelschaft das Vorbild in der strengeren oder laxeren Auffassung des Rassebegriffs. Die Ehe eines Herrschers mit einer Emporkömmlingin zieht immer die Aufnahme zahlreicher Sprossen aus dem Kreise jener Frau mit sich. Kuriks Lieblingsfrau und die Mutter Igors soll eine normannische Fürstin mit Namen Swanid (Swanild) gewesen sein. Vielleicht aber war sie eine Gotin, und nach ihrem Vater erhielt dann Igors Sohn den Namen Swjatoslaw (Swentislaw). — Igors Frau und Swjatoslaws Mutter war Olga (Helga), eine Fürstentochter aus der Heimat. — War das so, dann erklärt es sich, warum die Schilderung Swjatoslaws bereits nicht mehr den reinen Typus wiedergibt. „Er war, heißt es, mittleren Wuchses, blauäugig, mit buschigen Brauen. Die Nase war gedrückt, der Mund von einem mächtigen Schnurrbart beschattet, der Kinnbart dünn, der Kopf bis auf eine, nach zwei Seiten

<sup>1)</sup> Ein Predslaw macht nur scheinbar den Eindruck einer Form mit dem Wessensfall des ersten Stammwortes; es ist Fridhleif, Fridhlaß, worin das aspirierte D mit Ds ganz gut wiedergegeben ist.

herabhängende Locke<sup>1)</sup> geschoren. Ein stämmiger Hals saß auf dem Oberkörper, die übrigen Gliedmaßen waren wohlproportioniert. Der Gesamteindruck war finster und wild. An einem Ohr hing ein Ring, der einen Rubin zwischen zwei Perlen trug. Sein weißes Übergewand stach nur durch Sauberkeit von denen seiner Krieger ab.“ Swjatoslaw selbst scheint unter seinen Frauen auch Gotinnen gehabt zu haben; sein Sohn Wladimir scheint der Sohn einer solchen gewesen zu sein. Als Wladimir um Rogned (Ragneid), die Tochter des Warägers Rogwold (Rogwald) warb, gab sie zuerst zur Antwort, sie wolle nicht den Sohn einer Unfreien entshuen. (Das Schuhausziehen war eine Hochzeitzeremonie.) Wladimir (980—1015) erwarb sich die Beinamen der Heilige und der Apostelgleiche, weil er sich und sein Volk — man weiß, in wie summarischer Weise — taufen ließ (989). Er heiratete in Anna, der Schwester der deutschen Kaiserin Theophano, der Gemahlin Ottos II., die Tochter einer Schankwirtstochter und des Sohnes eines Armeniers, der den byzantinischen Thron usurpiert hatte. So war sein Sohn, Mstislaw (gest. 1034), der rechte Better des frühreifen Ottos III. Und ganz wie jener wird er denn auch als südländisch brünett geschildert. Aber nicht Mstislaw setzt den Kurikstamm fort, sondern sein Bruder Jaroslaw (1019—1054), der vielleicht der Sohn einer warägischen Gemahlin Wladimirs war; es wird außer Rogned noch Malfrid genannt. Jaroslaw vermählt sich mit Ingegard, der Tochter des Königs Olaf von Schweden. Sein Enkel Wsewolod (Wigwald) heiratet die Tochter Haralds, des letzten angelsächsischen Königs, und beider Sohn ist der tapfere, hochbegabte Wladimir Monomach (1113—1125), der wieder als reiner Norde geschildert wird: „Er war von schönem Antlitz, die Augen groß, das Haar rötlich und gelockt, die Stirn hoch, der Bart breit. Sein Wuchs war nicht besonders groß, aber der Körper kräftig und seine Stärke außerordentlich.“

<sup>1)</sup> Diese Locke ist von den weißen Libhern bekannt; die jüdische Schläfenlocke geht darauf zurück. Die Locke bezeichnet den freien Mann. In Niederösterreich heißen die Bauern als die ehemals Unfreien noch heute die „Gescherten“ (Geschorenen).

Der andere Adel verband sich zwar nicht mit Frauen so dunkler Herkunft, wie jene byzantinische Kaisertochter war, aber er nahm mit den gotischen Edelingen gewiß auch Blut aus tieferen Schichten auf. Als dann die Warägerreiche unter die Botmäßigkeit der goldenen Horde kamen und andere tatarische Chanate im südlichen und östlichen Rußland entstanden, wurden auch so manche Töchter von tatarischen Adelsgeschlechtern geheiratet, und in Boris Godunow, der nach dem letzten Rurikiden, Fedor, dem Sohne Iwans des Schrecklichen, zum Zaren gewählt wurde (1598), kam ein Tatarensprösser sogar auf den Thron, wenn auch nur für wenige Jahre. Die neue Herrschersippe, die der Romanows, war litauischer Herkunft und im Weibesstamme rurikisch. Aber zahlreiche russische Familien bewahren bis heute die Erinnerung an den tatarischen Ahnen. Turgenjew, Kutusow, die Baschkirtscheff seien genannt. Wenn in Westeuropa das Sprichwort aufkam: „Krahet den Russen etwas ab, so kommt der Tatar zum Vorschein,“ so bezog sich das vor allem auf die Adelligen, die fast als die einzigen nach Westeuropa reisten. Aber Turgenjew und die Baschkirtscheff waren schöne, geradezu rein nordische Menschen, und da muß nicht etwa das „tatarische“ Blut versiegt sein; sehr wohl kann gerade die tatarische Ahnenschaft durchaus hochrassig gewesen sein. Man muß immer daran denken, daß die Herren der Tataren in vielen Fällen Indogermanen waren. Von Dschingischans Familie wird ausdrücklich berichtet, daß in ihr die Blondheit häufig war. (Vgl. „Rasse und Rassefragen“, S. 38.) Aber der tatarische (polare) Einschlag fällt gleich auf, wenn man die Beschreibung der bekannten Theosophin Helene Blawakfy liest, einer Sprossin des mecklenburgischen Adelsgeschlechtes Hahn: sie hatte (nach Helene von Racowiza) „echt russischen Typus, breite Stirne, kurze Nase, hervorstehende Backenknochen, braunes, ganz krauses Haar und gelblichen Teint, hellblaue, fast wassergraue Augen, dazu ideal schöne Hände“. Da mischt sich sogar etwas Negerblut (die krausen Haare) in den Typus.

Bei der ungemeinen Bedeutung, die der Adel in Ruß-

land hat, ist bei seiner Geschichte etwas zu verweilen. Die gotischen Edlinge und die warägischen Mannen werden alsbald völlig verschmolzen sein. Sie bildeten den landsässigen Kleinadel, die Bojaren. Vielleicht ist „Bojar“ von dem altdeutschen būari (Landbauer) abzuleiten und stellt sich dann zu dem skandinavischen bonde (von derselben Bedeutung), das den freien Bauern bezeichnet, vielleicht aber von dem slavischen boj (Kampf), das auf altnordisches bāgr, altdeutsches bāga zurückgeht, und bedeutet sonach „Kämpfer“. Darauf deutet der Übergang des inlautenden g in j in anderen Worten (Borimow-Berwig), deutet auch der Name der Bulgaren (aus Blgaren, südslavisch bugar, französisch bougre, mit zu l gewordenem u; vgl. vlk und vuk, „Wolf“), der übrigens in den bulgarischen Boljaren in der eigenen Sprache eine Nebenform hat. (In der Walachei ist aus Boljaren Boiladen geworden.) Wie dem auch sei, die Bojaren bilden jedenfalls den Mannenadel, während die höheren Adelligen sich „Könige“ (kjāz, von kuina, „Geschlecht“) nennen, sie entsprechen den deutschen Gemeinfreien, entstammen dem „Karl“ der Edda und nicht dem „Zarl“ („Rasse und Rassefragen“, S. 76). Aber ganz wie aus den deutschen Gemeinfreien in eroberten Ländern ein mit Recht sich so nennender echter Adel wurde, so auch hier: die Bojaren waren gewiß nicht so hochrassig wie die Anjāze, aber dem „schwarzen“ Volk gegenüber stellten sie doch eine auserlesene Gruppe dar. So gehn denn in der Folge aus den Gemeinfreien im Westen selbst Königgeschlechter hervor (die Kapetinger), so werden im Osten unter den stärker vermischten Bulgaren und Walachen die Boljaren und Boiladen der hohe Adel.

Bis heute hat sich in so manchen Fürstenfamilien Rußlands das Bewußtsein der warägischen, vor allem der Rurikabkunft erhalten, aber ganz wie im Westen hat auch im Osten der Adel in den Herrschern, die ja nicht selten Emporkömmlinge zu Vorfahren hatten und daher instinktmäßig die Neinbürtigen haßten, oft grimmige Feinde gehabt. Der Medicäernachkomme Ludwig XIV. vernichtet den französischen Adel dadurch, daß er die alten Geschlechter zurücksetzt und neue aus dem Chaos emporhebt, Peter

der Große, dunkelhaarig und breitgesichtig, schafft einen Dienstadel, der alsbald den echten Adel überwuchert und später durchsetzt. So ist es auch bei russischen Adligen noch so stolzen Titels nicht sicher, aus welcher Schichte sie stammen, ja der Titel darf an und für sich schon mißtrauisch machen, ganz so, wie in Deutschland vielfach die unbetitelten Adelsfamilien die besten, ältesten und am reinsten erhaltenen sind. Die Verwirrung wird noch größer dadurch, daß mit einer bestimmten Rangklasse der Adel verbunden ist. So gibt es denn im russischen Adel echte Germanensprossen nach Erscheinung, Denken und Fühlen und daneben völlig Kasselose. Da zu manchen Zeiten sehr viel Deutsche ins Land gezogen wurden, stiegen auch viele Deutsche geringer Herkunft in den Adel und oft zu hohen Titeln auf. Scharf zu scheiden sind von diesen Namen die der landsässigen deutschen Geschlechter in den Ostseeprovinzen. Da hat sich in der Tat noch viel Germanenblut im wesentlichen rein erhalten, und gerade aus ihnen geht während mehr als eines Jahrhunderts eine auffallend hohe Zahl der tüchtigsten Männer Rußlands hervor. Dieser baltische Adel jedoch bildet durch Sprache und Bekenntnis eine ziemlich scharf umgrenzte Gruppe; er hat wohl immer Blut an den übrigen Adel abgegeben, aber nur wenig aufnehmen können, da die Nachkommen eines protestantischen und eines orthodoxen Gattenteils den Gesetze nach zur orthodoxen Kirche gehören und somit das wichtige Merkmal des Bekenntnisses schon bei den ersten verloren geht. Sonderbar ist es, in Rußland den herumziehenden Tataren knjáz betitelt zu hören. Man hat danach gemeint, der russische Fürstentitel sei so wohlfeil. Aber jene Betitelung schreibt sich aus der Zeit der Tatarenherrschaft her, da vom unterwürfigen Volke jeder Tatare mit dem höchsten, dem Knjázentitel genannt wurde.

Schon die Verbindung mit den früheren gotischen Herren hat in die Reihe der Waräger gewiß viele slavisierte Elemente gebracht. Aber es mag noch lange an den Höfen skandinavisch gesprochen worden sein. Die Edda spricht von den Königen von Gardariki (Städte-land), wie sie Rußland nennt, ohne irgendeinen Unterschied von den

skandinavischen hervorzuheben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Töchter schwedischer und englischer Könige schon im eigenen Lande slavisch gelernt haben werden, um mit ihren Gatten sprechen zu können; das werden sie, wenn überhaupt, erst in Rußland getan haben. Wahrscheinlich ist sogar noch die Vorlage des russisch überlieferten „Liedes von Igor's Heerzug“, das bald nach dem Ereignis (1185) entstanden sein muß, skandinavisch gewesen. Dafür spricht, daß das Gedicht jetzt wohl den unzweifelhaften Eindruck eines poetischen Werkes macht, aber kein Versmaß aufweist: so wie Luthers Überetzung der Psalmen. Vielleicht läßt sich das einmal genauer nachweisen. Denn übersezt man das Lied ins Skandinavische, so müßten die Stabreime wieder erscheinen, worauf es jedenfalls gegründet war. Ich setze eine Stelle hierher:

Da sprach Igor zu seiner Gefolgschaft:

Brüder (brodhir) und Gefolgschaft, besser (betra) wár' es  
Gefällt (falla) zu werden, als gefangen (fanga) zu werden!  
Doch sitzen (sitia) wir auf, Brüder, auf unsre schnellen  
(svinnr) Rosse,

Daß wir den blauen Don erschauen.

Freilich aber wurde die Sprache der Untertanen schon frühe auch von den Fürsten gepflegt: Jaroslaw der Weise von Kiew (gest. 1054) veranstaltet darin seine Gesesammlung, sein Enkel Wladimir Monomach schreibt darin die „Belehrung“, die er seinen Kindern hinterläßt. Aber die Sprache ist nur das Gewand. Der Geist der Jaroslawschen Gesetze, der Wladimirschen „Belehrung“ ist rein nordisch, und ebenso ist es der des Igorliedes. Das wird sofort klar, wenn man das Gedicht mit der skandinavischen Epik und mit der südslavisch-gotischen und der verwandten spanischen und altfranzösischen vergleicht. Im Igorliede ist alles skandinavisch dunkel, gewaltsam, alles suggestiv: die visionäre Landschaft der heimatlichen Fjorde noch im fernen flachen, brennendheißen Steppenland. Der Dichter schuf das Gedicht für seine warägischen Herren und muß wohl selbst ein Manne Igor's gewesen sein, einer der wenigen, die dem Gemetzel entkamen. Und es geht daraus hervor,

daß es in Rußland damals eine blühende Kunstdichtung mit verschiedenen Richtungen gab. Naturgemäß bewahrt die Kunst noch lange den Geist der Hochrasse, die sie einst schuf; die schöpferischen Genien gehören selbst noch lange der Hochrasse an, und sind auch sie nur noch Mischlinge, so bewahren sie doch die Fertigkeit in einem auf solcher Grundlage immer aufs neue wiederkehrenden Alexandrinismus.

Seit Wladimir dem Heiligen wurde Rußland christianisiert. Aber das Heidentum erhielt sich unter den Slaven doch noch lange genug, daß uns einige Kunde davon überliefert werden konnte. Auch da zeigt es sich, daß die Slaven schon in sehr alter Zeit ihre Selbständigkeit, was mit ihrer Massenhaftigkeit gleich ist, verloren haben müssen. Anscheinend verdanken sie sogar ihr Wort für Gott bog, das sie nur mit den Indiern (bhaga), den Iranern (baga) und den Phrygern (Zeug Bagaios) gemein haben, nicht aber mit den Westindogermanen, dem Einfluß des Ostens, wohl dem Parsismus. Urtümlicher scheint der Donnergott Perun zu sein, der mit dem litauischen Perkunas und dem indischen Regengott Pardzanja übereinstimmt. Jedenfalls ist Perun nicht skandinavisch; denn Þjörgyn, deren Name derselbe ist, die Mutter des Donnergottes Thor, ist eine weibliche Gottheit und tritt vor dem Sohne ganz zurück. Perun-Perkunas dagegen ist ein Hauptgott. Wladimir ließ ein Bild von ihm mit silbernem Kopfe und goldenem Barte in Kiew aufstellen und später als heiliger in den Dnjepr werfen. In Dazbog und Stribog sehe ich Lichtgott (von daga, „Tag“) und Streitgott, Wolos dürfte Wälse sein. Ganz unverkennbar skandinavisch sind Tur (Tyr), Tara (Thor), Prove (Froh), Prij (Frey), Pria (Frena), Siwa (Sif), Swaba (Swava), Wila (Wala), Skret (Skrat, Waldschratt). Mehrere Götter sind nur mit ihren Beinamen bekannt: Madegast (deutsch, Ratgast), Swantowit (Swintwig, „schneller Kämpfer“), Porenut (Faranot, „Gefahrnötiger“). Der pommerische Triglaw bezeichnet den Gott in slavischer Sprache als „Dreihaupt“.

Es ist gezeigt worden, wie schon in den ersten Geschlechtern das Warägertum sich mit einheimischen Sippen verband, die einen Zuflucht dunkeren Blutes mitbringen

konnten und wahrscheinlich auch mitbrachten. Das erklärt dann, warum der Mongolensturm keinen stärkeren Widerstand bei ihnen fand. Es kam zwar nicht zur völligen Unterwerfung, aber doch zu einer drückenden Botmäßigkeit. Die Fürsten und Großfürsten blieben zwar Kurikiden, aber der Chan der goldenen Horde ernannte sie oder bestätigte sie zum mindesten. Die hochrassigen Elemente unter den Tataren erschöpften sich jedoch in ihrer Minderheit zweifellos viel schneller; das Tatarenreich zerfiel, Rußland wurde unabhängig, und Iwan IV., der Grausame, der vorletzte Kurik, konnte die Chanate Astrachan und Kasan unterwerfen (1552 und 1557).

Während sich unter der Mongolenherrschaft das Volk als Gesamtheit rassistisch ganz ähnlich gekräftigt haben wird wie die spanischen Goten, als der südliche Teil ihres Landes von den Mauren besetzt war, brachen jetzt alle Dämme ein, die es von den Tataren im Süden und Osten getrennt hatten. Jetzt erst drang das Tatarenblut nicht nur in einzelne hohe Adelsgeschlechter ein, die gezwungen oder um des Vorteils willen sich mit edeln Tatarenfamilien verbunden hatten, sondern das ganze Volk von unten herauf durchsetzte sich damit.

So kommt es, daß während der ganzen Folgezeit Rußland ununterbrochen neuer Germanenzuzüge bedarf, um sich in einer gewissen Kulturhöhe zu erhalten. Iwan der Grausame zieht zahllose Deutsche in das Land, ebenso Peter der Große und Katharina II., und im neunzehnten Jahrhundert lebt Rußland als Staatswesen hauptsächlich von den baltischen Deutschen; sie stellen ihm seine besten Heerführer und Staatsmänner. Als J. G. Kohl um 1840 Rußland bereifte, waren unter sechshundert hohen Stellen hundertdreißig mit Deutschen besetzt. Noch in den letzten Zeiten, als man bereits die baltischen Gutshöfe von den aufgeheßten Bauern plündern ließ, waren ein Lambsdorff, ein Witte, ein Plehwe Minister, führten deutsche Generäle das russische Heer. Die russische Wissenschaft beruht zum Hauptteil auf der Arbeit von Deutschen. Otto von Kozebue, des Dichters Sohn, Krusenstern, Wrangel, Graf Keyserling, Schweinfurth, Toll waren Forschungs-

reisende, Alexander von Osteneck, der sich in Wostokow slavifizierte, begründete die slavisch-russische Philologie, Dahl, Hilferding, Schiefner, Radloff waren Ethnologen, Folkloristen, Sprachgelehrte, die beiden Struve Astronomen. Karamsin, der große russische Geschichtschreiber, hatte seine Vorarbeiter in Müller und Schlözer. Ja, selbst die Dichtung wurde aus höchst bescheidenen Anfängen, die hinter dem Igorlied meilenweit zurückblieben, erst von Katharina II. zu größerer Bedeutung emporgehoben. Die genialische Zerbsterin, die man gerne zu einer Tochter Friedrichs des Großen machen möchte, schrieb selbst auch in russischer Sprache, die sie doch niemals vollkommen beherrschen lernte, Aufsätze und kleine Lustspiele. Der walachische Fürst Kantemir (gotisches Chondemir, nicht Chan Timur, wie die Familie irrig etymologisierte) wurde der Vater der russischen „Dichtkunst“, Denis Fonwizin (von Wiesen) schrieb Lustspiele, Iwan Chemnitzer lebenswürdige Fabeln, Johan Schwarz begründete Druckereien und Zeitschriften und wirkte unermüdlich im Sinne der Kaiserin für Volksaufklärung. Im neunzehnten Jahrhundert beherrschte Alexander Herzen, der Sohn eines russischen Fürsten (Sakowlew) aus seiner in Rußland nicht legitimierten Ehe mit einer Deutschen, die öffentliche Meinung, bereicherte Afanasij Fet, der sich so nach seiner deutschen Mutter (Foeth) nannte, die Lyrik um das rein musikalische Element, wurde Wladimir Dahl einer der ersten Schilderer des eigentlichen Volkes Valer Brussow (eigentlich von Brüssow, aus preußischem Adel) der reichste und eigenartigste Versdichter der Moderne. Sprossen von Einwanderern sind aber auch Lermontow, der Dekabrist Bestuzew und der bedeutende moderne Lyriker Konstantin Balmont, der Lyriker Feodor Tjutschew, die Dichterin Sinaida Hippus, die ersten drei englischer Herkunft, Tjutschew Italiener (Tucci), die Hippus Schwedin. Es ließen sich da noch ganze Reihen von Namen nennen. Natürlich sind nicht alle diese Persönlichkeiten reine Germanen gewesen. Ja, ein Lermontow stand mit seiner Brünetttheit und mit seinen Säbelbeinen russisch unter Alexander Puschkin, der unter seinen Vorfahren sogar einen Neger

hat, den General Peters des Großen Hannibal. Aber da sie alle ganz oder durch einen noch nahen Vorfahren aus reiner nordischen Gebieten kamen, so ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß sie als Gesamtheit rein nordisch waren als die russische Allgemeinheit. Und in rein nordischen Völkern haben in der Tat solche Fremdbürtige bei weitem nicht so bedeutsame Stellungen erlangt.

Nicht außer Acht zu lassen ist auch, daß das russische Herrscherhaus im Wesentlichen deutsch ist. Es führt den Namen Romanow nur historisch weiter, in Wahrheit ohne Berechtigung. Sein offizieller Stammherr ist Peter III. von Holstein Gottorp, dessen Mutter die Tochter Peters des Großen und der Litauerin Skawronsky, der nachmaligen Katharina I., war. Aber Peter III. war, wie es so gut wie gewiß ist, zeugungsunfähig, und so hat das neue Haus Romanow auch nicht im Weibesstamme einen Romanow zum Vorfahren, einen sichern Stammherrn überhaupt nicht, ja nicht einmal eine sichere Stammutter. Denn Katharina II. soll wohl dem Grafen Saltykow, den sie, damals noch nicht die Semiramis des Nordens, nach langem Zögern zum Ersatzgemahl genommen hatte, einen Sohn geboren haben, dieses Kind aber soll gestorben und durch den Sohn einer ingermanländischen Bäuerin ersetzt worden sein. In der Tat hat der auch geistig völlig minderwertige Paul I. nicht im geringsten den Typus, den er als Sohn der Zerbsterin und eines Saltykow haben mußte: er ist weit eher Finne von jener Mischrasse, die in dem Gebiete seiner vermutlichen echten Mutter vorherrscht. Katharina II. wollte ihn, vielleicht über die Unterschlebung unterrichtet, von der Thronfolge ausschließen und seinen Sohn an seine Stelle setzen, starb aber darüber. Erst von Paul I. an ist die Geschichte des russischen Herrscherhauses sicher. Paul heiratete die württembergische Prinzessin Sophie Dorothea (nach ihrem Übertritt zur orthodoxen Kirche Maria Feodorowna). Beider Söhne waren der ziemlich rein nordische Alexander I., der Apoll des Wiener Kongresses, und Nikolaus I., Alexanders Nachfolger. Nikolaus hatte die Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen, Charlotte (Alexandra), zur Gemahlin. Ihm folgte sein Sohn Alexander II., der

mit einer hessischen Prinzessin, Maria (Maria Alexandrowna) vermählt war. Deren Sohn Alexander III. zeigte wieder einen stark unnordischen Typus, wohl als Rückschlag zu Paul I. Alexander III. wählte die Prinzessin Dagmar von Dänemark zur Frau, deren Schwester an den Prinzen von Wales, den späteren Eduard VII., verheiratet war. Beide Däninnen waren heftig deutschfeindlich gesinnt und pflanzten ihre Gesinnung ihren Söhnen, dem jetzigen Zaren und dem jetzigen König von England, ein. Nikolaus II. und König Georg sind einander sehr ähnlich, der Farbe nach reine Blondlinge, im sonstigen Typus aber sehr getrübt, klein und von unnordischem Gesichtsschnitt mit eingedrückter Nase. Durch die beiden Schwestern kam wie später durch Kaiserin Auguste Viktoria in das preußische Herrscher Geschlecht, so das Blut Struensees in das englische und russische, nur um eine Generation näher. (Die Tochter der Königin Mathilde und Struensees wurde 1771 geboren; deren Gatte Friedrich Christian von Schleswig-Holstein, wurde der Stammherr des dänischen Hauses.) Auch die Dänin war von Stamm eine deutsche Prinzessin, aber das hatte sie vergessen, und ebenso wurde die Gemahlin Nikolaus II., die gebürtige Hessin, ihrem Vaterlande entfremdet. Der Zar trug oft bei Empfängen das Abzeichen der „echt russischen Leute“, obwohl er weder echt russisches (das wäre warägisches) Blut noch slavisches auf irgend legitime Weise in den Adern haben dürfte, sondern nur finnisches und deutsches Mischblut. Andere Mitglieder seines Hauses haben weit besseren Typus als er und sind bedeutende oder wenigstens großzügige Menschen. Großfürst Konstantin, Enkel Nikolaus I. und Sohn einer Prinzessin von Sachsen-Altenburg, war ein Dichter von edelm Stil. Nikolaj Nikolajewitsch, Sohn einer Prinzessin von Oldenburg und ebenfalls Enkel Nikolaus I., war im ersten Teil des Weltkrieges Diktator Rußlands und gegen Osterreich glücklicher Feldherr.

Rußland stellt einen Staat in dem eigentümlichen Zustande der Klassezersehung dar. Die herrschenden Kreise schwanken notgedrungen zwischen Liberalismus und Reaktion, halten bald jenen, bald diese für das beste Mittel,

an der Macht zu bleiben. Das „Volk“ läßt sich ebenso bald zu Judenpogromen, bald zu Aufruhr gegen die Regierung aufheizen. Rußland ist nicht mehr der Staat, wo das warägische Selbstherrschertum möglich und die beste Regierungsform wäre, es ist noch nicht reif für eine Mulattenrepublik wie Portugal oder Haiti. Es gibt nicht mehr genug und noch zu viel Germanen in Rußland. Das erklärt alles.

## Die Entstehung der romanischen Sprachen.

Im frühen Mittelalter sind die Germanen fast in ganz Europa die Herren. Sie sind es am wenigsten in Ostrom, wo sie schon bald die Macht an Isaurier und Armenier verlieren, sie können im Osten den einbrechenden Hunnen, Awaren und Magyaren, die wohl unter germanischen Fahrern kommen, aber fremde Massen mitführen, nicht Widerstand leisten und müssen dulden, daß jene bis ins Herz Europas vordringen und dort Inseln bilden, die den unnordischen Grundstock der benachbarten Gebiete durch das verwandte Blut wesentlich verstärken, sie zwingen auch Irland nicht, kümmern sich im Norden nicht um Lappen und Finnen, verlieren im Süden, in Spanien und Sizilien, die Herrschaft an den Islam, der zwar auch — in den Mauren — von Germanen oder Germanoiden geführt wird, aber ebenso, wie das bei Hunnen, Awaren und Magyaren der Fall ist, die besetzten Gebiete mit unnordischen Massen besiedelt. Sonst aber ist ganz Europa germanisch. Aus dem altdänischen Gebiet haben sich Germanenscharen, schier unerschöpflich erneut; nach allen Weltgegenden ergossen. Sie dringen in Skandinavien an den Küsten bis hoch hinauf vor, fahren über Meer nach Island und von dort nach Grönland und Winland (die Küste Labrador), nach Schottland und den Inseln, nach den Küsten von Irland, sie besiedeln in einem anderen Strome England, überfluten Frankreich, Spanien, Italien, die Nordküste Afrikas, sie durchziehen, vor den Hunnen her fliehend, das südliche Europa, kämpfen überall mit Brüdern und schaffen sich endlich in Spanien ein Reich, sie werden, vielleicht

sprachlich schon damals slavisiert, die Herren auf der nördlichen Balkanhalbinsel, in Polen und Böhmen, gewinnen als Wikinger das ehemals gotische Rußland.

Das germanische Westgebiet deckte sich mit Ausschluß der altgermanischen Teile mit dem abendländischen Römerreich. Die Germanen fanden hier, zumal, wo die römische Herrschaft längere Zeit gewährt hatte, die römische Verwaltung vor und beließen diese wenigstens für die Untertanen. So waren Gallien, Spanien und Italien von allem Anfang an zweisprachig: die Herren sprachen gotisch, westgermanisch oder skandinavisch, die große Masse, die bis auf wenige Reste romanisiert war, lateinisch. Zugleich aber waren die Herren genötigt, auch selbst lateinisch zu lernen, wenn sie mit ihren Untertanen ohne Dolmetsch verkehren wollten. Das ward ihnen umso leichter, als Latein die Sprache der großen Kultur war, die seit Jahrhunderten ihren starken Einfluß auf sie übte, und nun gar die Sprache der Kirche. Die arianischen Goten zwar hatten ihre gotische Bibel, und zweifellos hätte sich bei ihnen das Gotische als Kirchensprache durchgesetzt, aber in Italien konnte sich das Gotenreich nicht halten und die zersprengten Gotenkolonien waren somit der Angleichung von vornherein verfallen. Aber auch in Spanien ging Reccared I. mit seinen Goten 586 zum Katholizismus über, und so wurde das Lateinische auch hier Kirchensprache.

Es tat dabei nichts zur Sache, daß schon seit langem Germanen wie zu den höchsten weltlichen, so auch zu den höchsten geistlichen Würden gelangten. Die Kirche, die sie vorfanden, nannte sich nicht ohne Grund katholisch (allgemein). Ihr Streben ging danach, aus den Gläubigen eine Herde unter einem Hirten zu schaffen. So wirkten die römische Verwaltung und die römische Kirche zusammen dahin, daß in Italien, Spanien und Gallien als Sprache der weltlichen und geistlichen Behörden das Lateinische sich erhält und in der Folge immer mehr Raum gewinnt. Die romanischen Sprachen entstehen. Man leitet diese gewöhnlich vom Vulgärlatein ab und versteht unter Vulgärlatein den Volksdialekt, der sich im ganzen weströmischen Reich herausgebildet habe. Das verkennet völlig die Ver-

hältnisse. Das Lateinische war Schriftsprache und entwickelte sich als solche über den Mundarten. Es gab gewiß tausende von Mundarten im ganzen römischen Reich, wie es im heutigen Deutschland ihrer auch eine Unzahl gibt. Es kommt wohl von den Mundarten aus zur Bereicherung des Wortschatzes der Schriftsprache, selbst zu leichten Erübungen der Grammatik — durch sein „am Berge“, statt „auf dem Berge“, verrät sich der Oesterreicher, durch sein „darin“, wo „darein“ zu schreiben ist, der Norddeutsche —, nirgendwo jedoch zu neuen Sprachen. Solche entstehen nur durch tiefdringende ethnische Veränderungen. Nur der einzelne Neger wird das Deutsche genau mit der Lautgebung etwa des Berliners sprechen lernen; man lehre ein ganzes Negervolk deutsch sprechen, und wird sehen, wie eigentümlich sich die Sprache darin verändern und endlich als Schriftsprache, wenn es dazu kommt, festsetzen wird. So ist das Kapholländisch der Buren entstanden, so das Pidgeon-Englisch, so das Malayische. Die romanischen Sprachen nicht anders.

In Italien war das Lateinische die Sprache verschiedener Völkerschaften schon im Altertum geworden. Umbrer, Sabeller, Messapier, Etrusker, Kelten hatten alle ihre eigenen Sprachen, die aber zum Teil dem Lateinischen nahe verwandt waren, zu Gunsten der Sprache Roms aufgegeben. Schon sie haben das Lateinische nicht unwesentlich beeinflusst. Niemand weiß, wie viel keltisches Sprachgut im Lateinischen aufgegangen ist; an den römischen Namen kann man es noch am ehesten nachweisen. Aber unter jahrhundertelanger Herrschaft der Römer ist eine feste Einheitsprache entstanden, die umso stärker wurde, je mehr das Griechische zurücktrat. Es entstand sogar eine lateinische Literatur, die sehr wohl die griechische, deren wenig selbständiger Abklatsch sie war, ersetzen konnte. Weniger bedeutsam in der unmittelbaren Nachwirkung war die lateinische Geschichtschreibung, die der griechischen vielfach ebenbürtig ist, und der lateinische Roman (Apuleius), der eine griechische Gattung erst zur Vollendung führte. Von größter Wichtigkeit aber war, daß Justinian seine Gesetzsammlung in lateinischer Sprache veranstaltete und

damit das Lateinische zur eigentlichen Sprache der Rechtswissenschaft machte. Nirgendwo war das Lateinische in seiner „klassischen“ Form gefestigter als in Italien. In Spanien und Gallien herrschte das Lateinische erst seit wenig Jahrhunderten, und in Gallien verlor es zudem ständig an Boden gegen die vom Rheinufer vordringenden Germanen, die sich nicht mehr vollständig romanisierten. Es mag in Gallien und in Spanien tatsächlich zur Herausbildung einer gewissen Mundart gekommen sein, aber es kam zu keiner Schriftsprache. So wirkten diese Mundarten auf die neu entstehenden Sprachen nicht mit voller Macht ein, nur durch die Zahl der sie Sprechenden, nicht auch durch das Gewicht der Überlieferung. Wie gering diese Einwirkung in bezug auf den Wortschatz war, ersieht man daraus, daß das Französische nur sehr spärliche keltische, das Spanische nicht reichere keltiberische Bestandteile enthält. Stärker mag die Mundart auf die Lautgebung eingewirkt haben; aber das läßt sich wohl kaum je dartun.

Der Auffassung gegenüber, die romanischen Sprachen seien aus dem Vulgarlateinischen entstanden, steht die andere, die ich vertrete („Weltgeschichte der Literatur“ Bd. I. S. 218), die nämlich: sie seien dadurch entstanden, daß germanische Scharen das Lateinische mit ihrer Grammatik, mit zahllosen eigenen Worten und Formen und in der Vereinfachung des der Sprache noch wenig Kundigen sprachen, je nach ihrem eigenen Stamme verschieden, so daß in Italien hauptsächlich das Westgermanische einwirkte, in Spanien das Gotische, in Frankreich West- und Ostgermanisch zusammenwirkten. (Das Rumänische entstand ebenso, aber die es schufen, waren nicht Germanen, sondern Slaven; daher die tiefen Unterschiede.) Die romanischen Sprachen entstanden also ganz ebenso wie das Ursemitische und später daraus das Hebräische. Schon Voltaire hat dies richtig erkannt; er schrieb in einer Epistel:

La rime est nécessaire à nos jargons nouveaux,  
 Enfants demi-polis des Normans et des Goths.  
 „Halbgeschliffene Kinder der Normannen und der Goten.“  
 Hätte er noch die Franken als Vertreter der Westgermanen hinzugefügt, so wäre seine Erklärung auch vollständig.

Das erste war zweifellos die Aufnahme germanischer Worte in das Lateinische. Die hat gewiß schon sehr frühe stattgefunden, besonders, als die Germanen im Heere zu immer größerer Bedeutung kamen. So sind denn im Heerwesen, das bei den Römern doch so hoch entwickelt war, die meisten lateinischen Ausdrücke den germanischen gewichen. Das lateinische bellum (Krieg) wird ersetzt durch das germanische guerra-guerre (althochdeutsch werra, englisch war), das lateinische vigilare durch deutsches guardare-garder (deutsch „warten“), das römische Feldzeichen durch die deutsche Fahne (gonfalone-gundfano, „Kampffahne“), durch das Banner (bandiera-bandera-bannière aus gotischem bandwa, „Zeichen“); schon Paulus Warnefrieds Sohn spricht vom vexillum quod „bandum“ appellat. Ich erwähne aus diesem Kreise noch spada-épée (germanisch spato-spada, breites Schwert), brando (altfranzösisch) brand (brando, „Schwert“), elmo-heaume (Helm), haubert-halbere („Halsberge“, Teil des Harnisches), broigne-brunie (Brünne), gantelet („Panzerhandschuh“ vom deutschlateinischen wantus), hallebarde (Hellebarde, Helmbarte), baluardo-boulevard (Bollwerk), échaugette (Scharwacht), bivac (Weiwacht), arban (Heerbann), halt (Halt). Eigentümlich ist es, wenn man so typisch romanische Worte wie galant und amuserien als ursprünglich deutsch erkennen muß (galant von altdeutschem geili, „Luft“, a-muser vom deutschen „Muße“).

Wie stark die romanischen Sprachen von deutschen Worten durchsetzt sind, möchte ich an einem Buchstaben des französischen Lexikons zeigen, an G, das allerdings besonders reich daran ist, weil mehrere deutsche Anlaute im Französischen zu G wurden. Ich schreibe hier einfach das „Enzyklopädische Wörterbuch“ von Sachs-Billatte aus (Hand- und Schulausgabe) und gebe daraus die Wortdeutungen.

gabelage, gabeler, gabeleur, gabelle, gabelou vom gotischen giban, „geben“.

gâche, gâcher, gâchet, gâchette, gâcheur, gâcheux, gâchis, gâchoir, gâchois vom deutschen waskan, „waschen“.

gage, gager, gagerie, gageur, gageure, gagiste, vom gotischen vadi, „Pfand“.

gagnable, gagnage, gagnant, gagné, gagner, gagnneur, gain vom deutschen weidanjan, „weiden“.

gai, gaieté vom deutschen gâhi, „rasch.“

gala, galant, galanterie, galantin, galon, galonner, galonnier, vom deutschen geili, „Stolz.“

galbe vom deutschen walbe.

galop, galopade, galoper, galopeuse, galopin vom deutschen gahlaufon, „laufen.“

gant, gantelé, gantelet, ganter, ganterie, gantier vom deutschen wantus (Handschuh); schwedisch noch heute vantar (Handschuhe).

garage, gare, garenne, garennier, garer, vom deutschen wâron, „in acht nehmen.“

garant, garanti, garantie, garantir, vom deutschen weren, „vorbürgen.“

garde, garder, garderie, gardeur, gardien, gardien-nage, gardiennat, vom deutschen wartên, „acht haben.“

garnement, garni, garnir, garnisaire, garnison, garnis-sage, garnisseur, garniture, vom deutschen warnôn, „warnen.“

gaspillage, gaspiller, gaspilleur, vom angelsächsischen gspillan.

gâte, gâter, gâterie, gâteur, gâteux, gâtisme vom deutschen wastjan.

gâteau vom deutschen wastel.

gauche, gaucher, gaucherie, gauchier, gauchir, gau-chissage, gauchissement, vom deutschen welk, „schwach.“

gauchoir (Tuch-) Walke.

gaufrage, gaufre, gaufre, gaufrette, gaufreur, gaufroir, gaufrure, vom deutschen waffel (das auf althochdeutsches waba, „Wabe,“ zurückgeht).

gaulade, gaulage, gaule, gauler, gaulette, gaulis, vom gotischen valus, „Stoß.“

gazon, gazonnement, gazonner, vom deutschen waso, „Wesen.“

gerbage, gerbande, gerbe, gerbée, gerbier, gerbillon, vom deutschen garba.

gerfaut vom deutschen „Gerfall.“

gigot, gigotter, gigue, vom deutschen gigen, „sich be-wegen.“

giron, vom deutschen gêro.

glapir, glapitement, vom deutschen klaffôn.

glissade, glissage, glissé, glissement, glisser, glisseur, glissère, glissoir, glissoire, vom deutschen „glitschen“ (glitesen, aus gleiten).

gonfalon, gonfalonier, vom deutschen gundfano.

gouache, vom deutschen waskan.

gourmandise, gourmandise, gourme, gourmeux, vom nordischen gormr, „Schlamm.“

grapignan, grappe, grappeler, grapper, grappeux, grappillage, grappiller, grappilleur, grappillon, grappin, grappiner, grappineur, grappeux, vom deutschen krapfo, „greifen.“

gratin, gratiner, grantineux, grattage, gratte, gratteau, gratteler, gratteleur, gratelle, gratter, gratteur, grattoir, gratture, vom deutschen chrazôn, „kratzen.“

graver, graveur, gravoir, gravure, vom deutschen „graben.“

gredin, gredinerie, vom deutschen grit, vgl. englisches greedy, „gierig, lüftern.“

grêle, grêlé, grêler, grêleux, grêlon, grêlonner, vom deutschen griez, „grizeln.“

grès, gréseux, grétier, grésil, grésillement, grésiller, grésillin, grésillon, grésor, grésserie, vom deutschen griez,

griffade, griffard, griffe, griffer, griffon, griffonnage, griffonnement, griffonner, griffonneur, griffonnis, griffu, vom deutschen grifan.

grimace, grimacer, grimacier, grimaud, grimier, vom deutschen grim.

grimoire, vom altnordischen grima, „Larve.“

grimpe, grimper, grimpereaue, grimpeur, vom nieder-deutschen grijpen.

grincement, grincer, vom deutschen gremizôn.

grippard, grippè, grippé, grippeler, grippement, gripper, vom gotischen greipan.

gris, grisaille, grisailenont, grisailier, grisard, grisâtre, griselette, griser, griserie, griset, grison, grisonnement, grisoner, grisou, vom deutschen gris, „grau.“

gronillement, groniller, vom deutschen grubilôn.

gru, gruau, vom angelsächsischen grut („Grûte.“)

gruger, grugerie, vom deutschen grusen, „mit den Sähen zermalmern.“

gruyer, aus dem deutschen gruon, grün.

guédasse, guède, guéder, guédron, vom deutschen „Waid.“

guenille, guenilleux, guenillon, vom niederdeutschen quene, „Überkleid.“

guenon, guenuche, vom deutschen quenâ, „Weib.“

guère, vom deutschen weigaro, „viel.“

guérir, guérison, guérissable, guérisseur, guérite, vom gotischen warjan, „wehren.“

guerre, guerrier, guerroyer, vom deutschen werra, „Wirtsal.“

gues, guette, guetter, guetteur, vom deutschen wahtân, „wachen.“

guigne, vom deutschen wihsela („Weichsel“).

gilde, vom deutschen „Gilde.“

guillage, guiller, guilloire, vom deutschen „gären“.  
 guimpe, vom deutschen wimpal.  
 guindage, guindal, guinde, guinder, guinderesse,  
 guindoule, guindre, vom deutschen windan.  
 guipage, guiper, guipoir, guipure, vom deutschen wêban.  
 guise, vom deutschen wis, „Weise“.

Aber der Gehalt an fremden Worten allein macht es nicht aus. Das Hebräische ist eine semitische Sprache und keine indogermanische, obwohl sein Wortschatz zum großen Teil indogermanisch ist, so das Persische eine indogermanische Sprache, obwohl es zahllose arabische Worte verwendet. Das germanische Gepräge zeigt sich in den romanischen Sprachen in der Grammatik. Dadurch, daß Fremdsprachige sich des Lateinischen bedienen, verliert es bei Haupt- und Zeitwort die Mehrzahl der Biegeendungen. Dem lateinischen pater, patris, patri, patrem steht im Altfranzösischen nur paires (Werfall), paire (Wenfall), im Italienischen nur padre gegenüber. Es wird das germanische Geschlechtswort (aus dem hinweisenden Fürwort entstanden) und die germanische Biegung mit Bindewörtern eingeführt. Pater genügt nicht mehr, es wird ille (italienisch il, französisch le) vorangesezt, und dann der Wessenfall wie im Niederdeutschen (van den) und Skandinavischen (af -n) mit de (del, du) gebildet, ebenso der Wenfall mit a (al, au). Man sagt nicht mehr liber amici, sondern wie im Niederländischen het boek van den vriend, im Skandinavischen bogen af vennen altfranzösisch le livres de l'ami, italienisch il libro del amico. Wie in der Einzahl so in der Mehrzahl. Altfranzösisch und Provençalisch haben noch Wer- und Wenfall (paire, paires), das Italienisch hat nur noch einen (padri). Ebenso wird das Zeitwort vereinfacht. Wie im späteren Deutschen werden mehrere Zeiten, die im Lateinischen selbständig sind, mit Hilfszeitwörtern gebildet: io ho amato („ich habe geliebt“), io aveva amato, io ebbi amato (beides: „ich hatte geliebt“), io avrò amato („ich werde geliebt haben“). Bezeichnend ist die Übersetzung des deutschen „man“ (=Mann) im Provençalischen und im Französischen durch das lateinische homo; provençalisch bedeutet om „man“ und „Mann“ zugleich, im Französischen ist es in

on und homme getrennt. Das Lateinische bot keine Vorlage hierzu, und die andern romanischen Sprachen halfen sich auf andere Weise.

Für die Scheidung des westgermanischen Einflußgebietes vom ostgermanischen ist die Bildung der Wer- und Wenfälle beim Hauptwort wichtig. Das Ostgermanische hat gasts gast, dags dag, hlaihs (Brot) hlaif, das westgermanische Althochdeutsche gast, tac, hleib in Wer- und Wenfall. Dem Ostgermanischen entspricht das altfranzösisch-provençalische -s im Werfall; das Italienische hat wie das Deutsche keine besondere Werfallendung. Deutlich wird das namentlich dort, wo dem altfranzösisch-provençalischen -s kein lateinisches -us vorangeht: homs (homo), hom (hominem); paires (pater), paire (patrem); livres (liber), livre (librum). Im Italienischen hinwieder wurde in der Einzahl beim männlichen Hauptwort vor allem der aus deutschen Namen bekannte Ausgang auf -o, der auch sonst häufig war, allgemein, also nach Franko, Wido (Guido), Odilo, Tassilo usw. amico (gegen amicus), osso (gegen os), legno (gegen lignum), libro (gegen liber) usw. In der Mehrzahl setzte sich das althochdeutsche -i (gast, gesti, „Gäste“) durch, also poeta: poeti (gegen poetae), padre: padri (gegen patres), uomo, uomini (gegen homines), fiume, fiumi (gegen flumina).

Am deutlichsten wird einem das germanische Gepräge der romanischen Sprachen, wenn man ältere romanische Texte übersetzt. Dantes Prosa in der Vita nuova — ich übertrug diese entzückende Dichtung in ein mittelalterlich angehauchtes Deutsch („Das neue Leben“, Berlin, Julius Bard, 2. Auflage 1906) —, die Verse der altfranzösischen Epen lassen sich fast Wort für Wort noch in unser Neuhochdeutsch übertragen, das doch schon einige Wendungen verloren hat, aber ins Lateinische nur mit denselben Umschreibungen wie ein deutscher Text. So sind die romanischen Sprachen im Grunde germanische Sprachen in lateinischem Gewand, nicht aber Töchter des Lateinischen oder des sagenhaften Vulgärlateinischen, auf deren Leib nur ein paar germanische Lappen gehängt worden sind. Ja, das Italienische nennt sich in älterer Zeit mit dem-

selben Begriffsworte wie das deutsche *volgare* von *vulgus* („Volk“) wie *thiudisk* von *thiuda* („Volk“).

Aber zur Niederschrift der neu entstehenden Sprachen kommt es erst spät. Die ältesten Denkmäler sind der Straßburger Eid Karls des Kahlen (842) und der provençalische *Boëci* (*Boëthius*), der um 900 entstanden sein wird. Im Italienischen stammt die älteste Urkunde aus dem Jahre 964, im Spanischen aus dem Jahre 1145, im Katalonischen, das dem Provençalischen am nächsten verwandt ist, aus dem Jahre 1171, im Portugiesischen aus dem Jahre 1192. Wie lange in den einzelnen Ländern von einer größeren Zahl die altheimischen Sprachen gesprochen und verstanden wurden, ist nicht sicher. Jedenfalls läßt Dante seinen *Ahn Caccia-Guida*, der einen gotischen Namen trägt (deutsch *Cassio-Guido*), um 1140 noch nicht des Italienischen kundig sein und darum lateinisch sprechen (*Paradies XV*, 28 ff.), und im Gebrauch des *Volgare* für hohe Dichtung und Prosa war Dante selbst der Neuerer.

### Kirche und Papsttum.

Am frühesten nahmen, wie schon dargetan wurde, die Goten das Christentum an, die nach Süden gedrungenen Westgermanen folgten bald; der Übertritt *Chlodwigs* (496) bildet da die Mark. Aber noch *Karl der Große* sucht nicht mit vollem Erfolg den heidnischen Sachsen das Christentum mit dem Schwert beizubringen, und auf Island erhält sich der uralte germanische Glaube bei den um seinerwillen Geflüchteten bis um das Jahr 1000.

Es ist befremdlich, daß eine so gewaltige Völkermasse ihren Väterglauben verhältnismäßig so leicht und schnell hingab. Erklärlich ist das nicht allein dadurch, daß eben alle Einzelnen und dann alle einzelnen Stämme, die in den Bann Roms gezogen wurden, auch den römischen Glauben annahmen, erklärlich auch nicht etwa durch den besonderen Gehalt oder die besondere Kraft des christlichen Glaubens, der ja große Gebiete trotz allen Anstrengungen sich bis heute nicht zu erobern vermochte. Vielmehr bot sich in dem Urchristentum der ersten Jahr-

hunderte den Germanen vielfach Wesensverwandtes dar. Geläufig war den Germanen wie auch den Griechen und Kleinasiaten die Vorstellung des Gottes, der den Opfertod am Marterholze stirbt, gemeinsam mit dem alten Christentum die Verinnerlichung des Glaubens. *Tacitus* vermeldet, „es vertrage sich nach der Ansicht der Germanen nicht mit der Erhabenheit der Himmlischen, sie in Tempel einzuschließen und menschähnlich darzustellen; sie weihten ihnen Wälder und Haine und riefen mit Namen von Göttern jenes geheimnisvolle Wesen an, das sie nur in frommer Andacht schauen.“ Und so entsprach noch manches im Christentum der Art und der Vorstellung der Germanen. Vielfach brauchte nur ein „heidnischer“ Name durch einen christlichen ersetzt zu werden, wie man an der Umwandlung von Zaubersprüchen deutlich sieht.

Da aber einmal die Germanen das Christentum angenommen hatten, entwickelte es sich, wo sie die ganze Kultur des Abendlandes beherrschten und geradezu allein besorgten, in ihrem Geiste. Es entstand ein wesenhaft germanisches Christentum. Man lese den deutschen „*Heliand*“, worin *Jesus* ganz als deutscher Mannenherr mit seinen Getreuen auftritt. Der Gott der Bibel verschmilzt mit *Wodan=Odhin*, die heilige Jungfrau mit der holdseligen *Freya*, deren ahrenblondes Haar das ihre wird. *Jesus* als Kind und Jüngling wird zu *Walder*, dem frühe dahinsterbenden. Die Germanen nehmen die Fahrten der Apostel wieder auf. Während ihre Brüder mit dem Schwerte fremde Länder erobern, wollen sie ihrem neuen Glauben die ganze Welt gewinnen; es ist derselbe *Vikingertrieb*, der in Streitern und Mönchen waltet.

Die ersten großen Missionreisen unternahmen die *Iren Columban*, *Gallus* und ihre Genossen, die um 590 nach Burgund kamen. Es folgten ihnen *Colman* und *Totman*, die zu Ende des siebenten Jahrhunderts im Grenzgebiete Ostfrankens und Thüringens als Märtyrer starben; 1012 starb in Niederösterreich der heilige *Coloman* den Märtyrertod. Von diesen Namen sind *Colman*, *Coloman* und *Totman* sogleich als germanische zu erkennen, *Columban* ist wohl nur Angleichung des Namens *Coloman* an

die Taube (columba) des heiligen Geistes. Gallus hieß eigentlich Callo, und auch das ist ein germanischer Name. Man muß bedenken, daß Irland schon seit dem fünften Jahrhundert von germanischen Wikingern aufgesucht und an den Küsten stellenweise besiedelt wurde. Die Nachkommen dieser Germanen sind jene ersten Missionare gewesen. Die „Kelten“ Irlands hatten Zeit genug gehabt solche Fahrten auf das Festland zu unternehmen; es kam dazu erst nach der Ankunft der Germanen. In dem Maße aber, wie die kleinen Germanensiedelungen im „keltischen“ Volke aufgingen, hörten die geistlichen Wikingzüge wieder auf. Auch der Mönch Gildas der Weise, der die erste Geschichte Britanniens schrieb (vor 547) und als Abt in der Bretagne starb, trägt einen germanischen Namen. Aus den Angelfachsen selbst gehen dann der heilige Willebrord und der heilige Winfrid = Bonifazius hervor, die ein Jahrhundert nach Columban und Gallus Deutschland missionieren.

Wie bald Germanen im kirchlichen Leben zu Bedeutung gelangten, zeigt, daß schon an dem Konzil von Nicäa ein gotischer Bischof teilnahm, daß ein Udo schon um 340 im fernen Mesopotamien eine besondere Richtung begründete, ein Albachius schon um 350 Bischof von Pavia war. Wahrscheinlich sind Germanen auch noch früher schon zu hohen Kirchenämtern gelangt, aber unter anderen Namen. Das alte Christentum ließ ja zumeist die Namen bei der Taufe wechseln.

Es ist nur natürlich, daß auch die kirchliche Wissenschaft, die dogmatische Entwicklung der abendländischen Kirche von den Germanen beherrscht wurde, so zwar, daß bald die nichtgermanischen Bestrebungen sich als wesensfremd abheben. Die ersten Jahrhunderte nach der germanischen Völkerwende sind erfüllt von regstem religiösem Leben. Nichts von der sprüchwörtlich gewordenen Verharrlichkeit der späten tridentinischen Kirche. Noch haben alle möglichen Richtungen innerhalb der Kirche Raum. Neben der sinnfrohen Weltlichkeit der germanischen Bischöfe die ebenso germanische Weltflucht gewisser Naturen. So gab Bischof Chrodegang von Metz schon um 760 den Geist-

lichen seines Bischoftums eine Regel gemeinsamen Lebens, als dessen Vorbild der heilige Augustinus galt. Diese Regel verbreitete sich über das ganze Abendland. Die Regel des heiligen Benedikt von Nursia stellte Benedikt von Aniane (gest. 821) in ihrer Strenge wieder her. Dieser Benedikt hieß ursprünglich Vitizia und stammte aus dem Hause der Grafen von Maguelone. Berno aus dem Geschlecht der Grafen von Burgund gründet 910 das Kloster zu Clugny, woraus die im Mittelalter so berühmten Clunienser hervorgehen, Romuald aus dem Hause der Herzöge von Ravenna gründet (um 1018) den Orden der Camaldulenser, der Florentiner Johannes Gualbert (Walbert) den Orden von Vallombrosa (um 1038), Bruno von Köln den Kartäuserorden (um 1094), der französische Edelmann Gaston den Orden der Hospitaliter des heiligen Antonius (um 1095), Robert von Arbrissel für Büßende und besonders für gefallene Frauen die Kongregation von Fontevraud (1094). Ein anderer Robert, ein Edelmann aus der Champagne, gründet den Orden der Zistercienser (1098), der heilige Bernhard von Clairvaux, von Geburt ein burgundischer Edelmann, den nach ihm genannten Orden (1115), der heilige Norbert aus dem Geschlecht der Grafen von Gennepe den der Prämonstratenser (1120), der kalabrische Kreuzfahrer Berthold auf dem Berge Karmel den der Karmeliter (um 1156). Dann gibt es Orden, die sich dem Kampf gegen die Ungläubigen widmen: der Johanniterorden (seit Raymund von Puy, um 1118), der Templerorden, den acht französische Ritter gründen (1118), der deutsche Orden, der aus einem bei der Belagerung von Akkon (1190) von Bremer und Lübecker Bürgern geschaffenen Spital erwächst und später Besitzer der Ordenslande am baltischen Meer wird.

Ebenso wie das Klosterwesen entfaltet sich, zum großen Teil von Mönchen gepflegt, die geistliche Wissenschaft. Bernhard von Clairvaux, der Klostergründer, ist zugleich ein bedeutender Theologe. Allgemein bekannt ist Anselm von Canterbury (gest. 1109) mit seiner tief sinnigen Schrift: „Cur Deus homo?“, Anselm der Sohn eines Gondulf und einer Emmerberga, noch bekannter der heilige Thomas

von Aquin (gest. 1274), der Sproß des normannischen Geschlechts der Grafen von Aquin, dazu Enkel der Schwester Friedrichs Rotbart. Albertus Magnus, sein Lehrer, war ein deutscher Graf von Bollstädt. Ich nenne noch Paschasius Radbertus, dessen Lehre den ersten Abendmahlstreit hervorrief, seine Gegner Rabanus Maurus und Ratramnus, Berengar von Tours, den Urheber des zweiten Abendmahlstreites, Lanfranc, Petrus Lombardus, Abaelard, den Mystiker Hugo von St. Victor, Graf von Blankenberg von Geburt, den Engländer Beda, den Spanier Elipand von Toledo.

Diese Zeit des frühen Mittelalters schafft auch die Gestalten machtvoller Bischöfe in allen germanischen Landen. Ihrer nicht wenige tragen den Panzer unter dem geistlichen Kleid und kämpfen mit im heiligen Lande. Da schlägt einer, wenn er Gericht hält, dem Schuldigen mit eigener Faust die Zähne ein; er reißt stets in Begleitung mehrerer Buhlweiber, die er in stolzem Freigefühl vor niemand zu verbergen sucht. Es ist noch nicht schwer, das geistliche Kleid abzustreifen, noch häufiger zieht man es erst nach einem wilden Weltleben an. Jeder Bischof fühlt sich auch noch als eigener Herr in seinem Gebiet; der Papst in Rom gilt nur erst sich selbst als der erste aller Bischöfe. Der germanische Individualismus herrscht. Man weiß sich wohl eins mit der übrigen abendländischen Christenheit — die Kreuzzüge halten das Gefühl wach —, aber es gibt noch kein restloses Aufgehn, keinen Kadavergehorsam. Noch auch fühlt sich gar mancher Kirchenfürst als Mann seines germanischen Volkes. Bischof Luidprand von Verona antwortet dem griechischen Kaiser Nikephoros II. Phokas (968) auf den Vorhalt, er und seine Begleiter seien keine Römer, sondern Longobarden: „Wir aber, wir Longobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben und Burgunder verachten diese Römer so sehr, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort haben, als: Römer. Denn mit diesem einzigen Namen, nämlich den der Römer, bezeichnen wir alles, was es an Niedertracht, Feigheit, Geiz, Lusternheit, ja an Lastern überhaupt nur gibt.“ Und diesem geistigen

Typus muß auch wohl in den meisten Fällen noch der physische entsprochen haben. Wenigstens von Bernhard von Clairvaur haben wir eine genaue Schilderung: „Seine Schönheit war zugleich kraftvoll und milde und zog aller Blicke auf sich. Er war wohlgestaltet und etwas über mittelgroß. Sein Haar war blond, der sprossende Bart fast rötlich. Er hatte eine außerordentlich zarte Haut und leicht rosige Wangen. Seine blauen Augen, worin die Reinheit der Engel und die Unschuld der Tauben wohnte, verbreiteten über sein Gesicht einen milden Glanz.“

Dieser germanischen Kirche steht schon in frühen Zeiten das Papsttum als etwas andersartiges gegenüber. Der Bischof von Rom begnügt sich nicht damit, einer unter Brüdern zu sein, sondern erhebt den Anspruch, als der erste von ihnen zu gelten, ja hoch über ihnen allen zu stehn. Er sieht sich freilich selbständigen freien Herren gegenüber, aber zu welchen Demütigungen des Papsttums es auch gelegentlich kommt, sein Weg führt doch zu dem vatikanischen Konzil von 1871, das den Papst für unfehlbar erklärt, jede Beiratung der Bischöfe hiermit unnötig macht, die Bischöfe restlos unter die Gewalt des Papstes beugt.

Woher kommt dem Papsttum diese Tendenz, die es zum natürlichen Feinde des Germanentums macht? Dazu ist seine Geschichte im Sinne der anthropologischen Geschichtsauffassung zu betrachten; die Erklärung ergibt sich dann. Offiziell ist das Papsttum eine Gründung des heiligen Petrus, der in Rom der erste Bischof gewesen sein und an der Stätte, wo jetzt die Peterskirche steht, gekreuzigt worden sein soll — eine Analogie des Opfertodes Christi. Daß es sich bei Petrus um eine besondere Gestaltung des Heilandmythus handelt, ist schon von Arthur Drews erkannt worden. Der in Rom gekreuzigte Petrus gehört ganz dem Mythos an. Völlig sagenhaft ist auch die Geschichte der auf Petrus folgenden Bischöfe von Rom, und gerade über den wichtigsten Punkt der Papstgeschichte wird — nicht ohne Absicht — überhaupt nichts berichtet: über die Verschmelzung des Christentums mit dem Mithrakult. Schon das Urchristentum scheint einen Jesuskult mit einem Simonkult verschmolzen zu haben. Der Heiland

scheint von den einen Jesus, von den andern Simon=Rephas (Petrus) genannt worden zu sein; es kam zum Vergleich, und Petrus wurde der erste Jünger des Herrn und von dem Wundertäter Simon ausdrücklich geschieden. Der Parsismus nannte den Heiland Mithras („Freund“). Es gab viele Berührungen. Das Kreuz, das Konstantin der Große zu seinem Feldzeichen machte — „in diesem Zeichen wirst du siegen“ —, galt den Parsen ebenso als Hauptsymbol; das heilige Abendmahl feierten auch sie. Man weiß nicht, wann es zur Verschmelzung des Christentums mit dem Mithraskult in Rom und somit zur Begründung des christlichen Papsttums kam, nur, daß der christliche Papst die Tiara des parsischen trägt und auf dem mit dem Tierkreis geschmückten parsischen Papststuhle sitzt, sich auch mit dem Namen des parsischen Papstes nennt (Papas), daß der Vatikan und die Peterskirche auf dem Boden des Mithrastempels und des Palastes der parsischen Päpste stehn. Es fällt auf, daß Papst Hormisdas (514—523), ein geborener Römer, einen parsischen Namen (Ormuzd, Ahura mazda) trägt und ihn auch als Papst beibehält. War es vielleicht erst kurz vorher zur Verschmelzung der zwei ausgebreitetsten Kulte des Abendlandes gekommen? Hormisdas war so der rechte Mann der Ausgleichung; er stellte auch — freilich nur vorübergehend — die Einigung mit der morgenländischen Kirche wieder her. Etwa auf Grund des Mithraskultus, den beide als gemeinsamen Bestandteil enthielten?

Von jetzt an erst gibt es ein Papsttum im Sinne des bis heute fortlebenden. Aber da mußte es Wunder nehmen, daß sich ein so entstandenes Papsttum in Gegensatz zur germanischen Kirche stellen konnte. War es auch nicht aus dem Germanentum hervorgegangen, so doch aus dem Parsentum, das ursprünglich ebenso rein nordisch war. Dieser Einwurf, der gemacht werden könnte, übersieht, daß auch das Parsentum von Zoroaster bis zur spätromischen Zeit seine Entwicklung nach seinen ethnischen Grundlagen durchgemacht hat. Das ursprüngliche rein nordische Parsentum der Achaemenidenzeit kannte keinen Papst, das spätromische, das einen Papst in Rom hatte,

war nichts weniger als rein nordisch. Gerade der Mithraskult war die Religion der Levante geworden, während das Germanentum sich ihm nur in geringem Maße zugewandt hatte. Das parsische Papsttum war Ausdruck des levantinischen Wesens. Das südländische Mischvolk war bereits so weit um seine tiefere Individualität gebracht, daß es eine solche Autorität ertragen konnte, ja ihrer bedurfte. Überall, wo ähnliche ethnische Verhältnisse herrschen, kommt es zu ähnlichen Erscheinungen. Der Dalai Lama von Tibet ist der Endpunkt der Entwicklung.

Der Kampf um die Vorrechte des Mithraspapstes dauerte Jahrhunderte und kam eigentlich erst mit dem vatikanischen Konzil von 1871 zum Abschluß: erst der unfehlbare Papst ist in seiner geistlichen Stellung dem Mithraspapst völlig gleich. Aber schon im frühen Mittelalter gelang es dem Papsttum durch außerordentliche Persönlichkeiten einen übermächtigen Einfluß auf die ganze Kirche zu gewinnen, die geschichtlich begründeten Sonderbestrebungen der Bischöfe niederzuringen, ja, den Kampf um die Vorherrschaft sogar mit der weltlichen Macht aufzunehmen, was allerdings weit über die tatsächliche Stellung wenn auch nicht über die geheimen Absichten des Mithraspapstes ging. Nicht zum wenigsten durch das Papsttum wurde das Lateinische die allgemeine Kirchensprache und blieb es selbst dort, wo das ganze Volk germanisch redete, in Deutschland, England, Skandinavien. Ohne Papsttum wäre es alsbald zur Übersetzung der Bibel in die Volkssprache gekommen — Anjäger dazu sind namentlich in Deutschland vorhanden —, und von da aus wäre es zur Liturgie in der Volkssprache nur ein Schritt gewesen. Das Lateinische wäre niemals heilige Sprache geworden, wozu es ja keine Berechtigung hatte, da weder Altes noch Neues Testament darin abgefaßt ist.

Der parsische Papst übermittelte dem christlichen die Idee des Papsttums, und die wußte sich aller Gegnerschaft zum Trotz durchzusetzen, wußte sich immer voller zu verwirklichen, und dies ganz im gleichen Schritte mit der Zunahme der Rassenmischung in seinem Gebiete. Als es dann immer unbedingter seine Forderungen erhob, kam

es zur endgültigen Abtrennung der reiner nordischen Völkerschaften, die noch individuelle Eigenart genug hatten. So entstand der Protestantismus der einzelnen Länder schier unabhängig und jedenfalls auf besonderen Grundlagen in jedem Gebiete.

Etwas anderes ist es aber damit, daß schon ziemlich frühe auch Germanen den Stuhl des Mithraspapstes einnehmen. Es liegt in dem Nachthunger des nordischen Menschen, in seinem Streben, mit all seinen Kräften wirken zu können, daß er unbedenklich jedes Mittel wählt. Man weiß, wie ungemein frivol manche Päpste der Renaissance über Papsttum und Christentum urteilten. So wird das Papsttum wohl zeitweilig in fast lückenloser Reihe von Germanen vertreten, aber dennoch als ungermanische, unnordische Idee. In solchen Zeiten erreicht es wohl den äußeren Glanz echten Germanentums, höchste Bildung, Kunstsinne, volle Entfaltung starker Persönlichkeiten, aber es scheut immer davor zurück, Reformen an Haupt und Glieder durchzuführen, es verfolgt auch in den reinsten Germanen sein überliefertes Ziel der Entmündigung der Geister. Freilich erwächst auch ihm in dem noch strenger organisierten Jesuitenorden sein Herr. Und wie die Päpste im wirren Zeitalter der „Pornokratie“, der Hurenherrschaft, Werkzeuge von ehrgeizigen Frauen waren, wie sie vor und nachher eine Zeitlang von Fürsten ein- und abgesetzt wurden, ehe sie zum Vollbesitz ihrer Macht kamen, so sind sie jetzt Werkzeuge des Jesuitenordens, und mögen dereinst noch zu völlig bedeutungslosen Puppen werden, wie es der Dalai Lama heute schon ist.

Es ist bezeichnend, daß die Germanen weit später und weit langsamer in das Papsttum eindringen, als sie Bischofstühle besetzen. Herr werden sie seiner erst, als Marozia und die jüngere Theodora ihre Liebhaber und Söhne zu Päpsten machen; denn sie gehörten der vornehmen germanischen Adelswelt an. Bis dahin werden auffällig viel Griechen und Syrer zu Päpsten gewählt.

Der erste germanische Papst war der Gote Bonifazius II. (530—532), der nächste Pelagius II. (579—590), der Sohn des in Rom ansässigen Goten Winigild, der dritte

Honorius I. (625—638), ursprünglich Lambert, die drei innerhalb eines Jahrhunderts. Bis zu Leo III. (795—816), sind nur Donus (Dono), Konon (Kuno) und der Gegenpapst Honorius II., der Bruder des mächtigen Loto, Herzogs von Nepi, als Germanen zu verzeichnen. Leo III., der in geschickter Überlistung Karl dem Großen die Kaiserkrone aufsetzte, während Karl als germanischer Fürst sie sich selbst vom Altare hatte nehmen wollen, war der Sohn eines Auzulf. Die auf ihn folgenden Stephan IV., Eugen II., Sohn eines Bohemund, Valentin, Gregor IV., Sergius II., Leo IV., Nikolaus II., Hadrian II., Sohn eines Talarus (Dalheri), Johann VIII., Sohn eines Gundo, waren wohl alle Germanen. Es folgen acht Päpste (882—897), die entweder Nichtgermanen oder unbekannter Herkunft sind, darauf Johann IX. (898—900), der Sohn eines Rampoldo, und als Johanns vierter Nachfolger Sergius III. (904—911), ein naher Verwandter des Markgrafen Albert von Toskana, das erste Geschöpf der Pornokratie: Sergius war Geliebter der älteren Theodora, der Gattin Alberichs I., des „Fürsten und Senators aller Römer“. Über ein halbes Jahrhundert lang setzten jetzt Theodora, und deren Töchter Marozia und die jüngere Theodora die Päpste ein. Es waren das Frauen von blendender Schönheit und hohem Geiste, Vorgängerinnen der berühmten blonden Frauen der Renaissance, ganz unbedenklich, da sie sich niemand verantwortlich wußten, als sich selbst, und sich mit gutem Gewissen alles vergaben, nur keine Dummheit. Nach Sergius III. und zwei kurzlebigen Nachfolgern, deren einer jedenfalls auch Germane war (Rando, 913—914) brachte Theodora den frühern Bischof von Bologna Johann X. (914—928), einen Adligen aus der Romagna, auf den päpstlichen Stuhl; Marozia ließ ihn ins Gefängnis werfen und dort ermorden. Stephan VII. (928—931), römischer Adliger, war Geschöpf von Mutter und Tochter zugleich. Johann XI. (931—936), der mit fünfundsiebenzig Jahren Papst wurde, war der Sohn des Papstes Sergius III. und der Marozia; sein Stiefbruder Alberich II. ließ ihn 933 gefangen setzen und beschränkte seine Macht ganz auf sein geistliches Amt.

Leo VII. (936—939), einen geborenen „Römer“, setzte Alberich ein, ebenso Marinus II. (942—946) und Agapet II. (946—955); Johann XII. (955—964), schon mit achtzehn Jahren Papst, vorher Oktavianus, der erste Papst, der bei seiner Thronbesteigung den Namen änderte, war der Bruder Alberichs, Johann XIII. (965—972) der Sohn der jüngeren Theodora, Benedikt VII. (974—983) ebenfalls ein naher Verwandter Alberichs.

Von dieser Zeit an gelangen fast ausschließlich germanische Adelige auf den päpstlichen Stuhl, häufig Sprossen fürstlicher Häuser. So war Gregor V. (996—999), vorher Bruno, der Sohn Ottos, Herzogs von Kärnten und Urenkel Ottos des Großen, so gehörten Benedikt VIII. (Papst seit 1012), Johann XIX. und Benedikt IX. (gest. 1048), der als zwölfjähriger Knabe zum Papst gemacht wurde, alsbald aber seine Vorgänger an Ausschweifungen noch übertraf, dem Geschlecht der Grafen von Tusculum an. Deutsche waren Clemens II., der Sohn eines Suidger, Damasus II., der Sohn des Bayern Poppo, Leo IX. (1049—1054), vorher Bruno, Sohn des elsässischen Grafen Hugo von Dagsburg, Viktor II. (1055—1057), vorher Gebhard, Graf von Hirschberg, und Stephan IX. (1057—1058), vorher Friedrich, Bruder des Herzogs Gottfried von Lothringen. Benedikt X., Stephans IV. Nachfolger, stammte wieder aus dem Hause der Grafen von Tusculum, Nikolaus II. (1059—1061), vorher Gerhard, war ein Burgunder, Alexander II. (1061—1073) hieß vorher Anselm, sein Gegenpapst, Honorius II. Cadalo (deutsch Hattalo), Gregor VII. der Große (1073—1085), der schon seit Viktor II. den stärksten Einfluß auf die Papstwahlen genommen hatte, Hildebrand. Er war der Sohn eines Handwerkers mit Namen Bonizo, aber sein Oheim der Abt des Klosters Santa Maria auf dem Aventin, und mit diesem Oheim ging er nach Deutschland in die Verbannung. Gregor VII. folgte in Viktor III. (1087) Daferius, der Sohn des Fürsten von Benevent, ein Normanne, dessen Nachfolger, Urban II. (1088—1099), vorher Otto, war ein Adelige aus Frankreich, Paschalis II. (1099—1118) hieß vorher Rainer und stammte aus dem Ravennatischen,

seine Gegenpäpste waren ein Theodorich, ein Adalbert und ein Silvester unbekannter Herkunft, Calixtus II. (1119—1124), vorher Guido, war der Sohn des Grafen Wilhelm von Burgund, Honorius II. (1142—1130) hieß vorher Lambert, sein Gegenpapst Coelestin II. Guido. Coelestin wurde erst 1143 anerkannter Papst. Dazwischen liegt die Episode der Päpste jüdischer Herkunft, Innozenz' II. (1130—1143) und seines Gegenpapstes Anaklets II. (1130—1138). Innozenz stammte aus dem Hause der Papareschi, das ursprünglich jüdisch gewesen sein soll, Anaklet II. war ein Pierleoni. Alberich Vitalis beschreibt ihn, wie er ihn als päpstlichen Legaten auf der Synode von Rheims (1123) sah: „vigeum et pallidum adolescenteum, magis Judaeo vel Agareno . . .“ Er war danach ein Mediterraner. Darauf folgen wieder mit wenigen Ausnahmen bis zu dem Mediceer Leo X. (1513) lauter Germanensprossen: Lucius II. Gerhard aus dem Geschlecht der von Dante erwähnten Caccianimici (Caccia-Nimico), Eugen III., Bernhard, Anastasius IV. Konrad, Hadrian IV. Nikolaus Breakpear, ein gebürtiger Engländer, Alexander III. Roland, Sohn Rainuccios, des Kanzlers Hadrians IV., Lucius III. Ubaldo (Hugbald) aus dem lucchieser Geschlecht der Allucingoli, Urban III. Humbert aus dem Geschlecht der Grafen Crivelli, Gregor VIII. Albert von Morra, Coelestin III. Drisini, Innozenz III. Lothar, Sohn des Grafen Trasmund aus dem Hause der Conti, Honorius III. Savelli, Gregor IX. Hugolin, Neffe Innozenz' III., Coelestin IV. Guibert (Wibert) aus dem Geschlecht der Castiglione, Innozenz IV. Sinibald aus dem Geschlecht der Fieschi, Alexander IV. Reginald, Neffe Gregors IX., Clemens IV. Guido, ein französischer Adelige, Gregor X. Lebaldo de' Visconti usw.

Aber, wie bemerkt, alle diese Germanen, von denen die meisten auch Germanen nach ihrer äußeren Erscheinung gewesen sein werden — der brünette Anaklet fiel auf — haben das Papsttum als solches nicht germanisch gemacht, sie alle haben, oft ausschließlich, oft auch nur neben ihrem persönlichen Ehrgeiz, die Ideen des Papst-

tums im Sinne der Überlieferung vertreten. Daher auch die Gegnerschaft, die es bei den reiner nordischen Gruppen von Anfang an fand. Man denke an Dantes Invektiven, an Walthar von der Vogelweide. Je mehr es nun seine Idee verwirklichte, umso unhaltbarer wurde seine Stellung in den reiner nordischen Gebieten. Aber je mehr dort die Bevölkerung seine nordischen Elemente einbüßt, um so größer wird die Aussicht für das Papsttum, auch sie noch zu gewinnen. Ganz im Sinne der Idee des Papsttums wirkt darum die tridentinische Kirche, wenn sie die Mischehen mit Negern und allen möglichen anderen Fremdvölkern in ihren Schutz nimmt: Dadurch, daß recht viel dunkles Blut in die nordischen Völker kommt, werden sie am sichersten unter die Gewalt der Kirche gebracht. Daß dadurch mittelbar auch die Kirche selbst in ihren Machthabern das nordische Blut immer spärlicher werden sehen muß, daß sie mit der Zeit in die geistige Bedeutungslosigkeit des Lamaismus versinken muß, wird, wo es sich für den Einzelnen nur um die Macht in der ihm gegebenen Spanne Zeit handelt, kaum irgendwo erkannt.

### Italien.

Der Rückschluß von germanischen Namen und germanischer Herkunft auf germanische Erscheinung ist auch in ältester Zeit nicht unbedingt sicher. Wenn die Geschichtsschreiber alle Germanen blond nennen, geben sie den Gesamteindruck wieder. Aber schon das bloße Vorkommen von Namen wie Suartuas (so heißt ein Heruler bei Prokop im sechsten Jahrhundert), Swarzilo, Swarzini, Swarzloh, Swarzolf (Schwarzwolf) und Saluram (Schwarzrabe) — das französische sale (schmutzig) geht auf deutsches salo zurück — bezeugt, daß es unter den freien Germanen schon in ältester Zeit „Schwarze“ gab, die freilich als Einzelpersonen den Namen Germane zu Unrecht trugen, aber gewiß noch ziemlich germanoid gewesen sein werden. Diese Schwarzen blieben lange Ausnahmen. Saßen sie auf Thronen, so erhielten sie den Beinamen „der Schwarze“ wie Halfdan von Norwegen, Heinrich III. von Deutsch-

land, Heinrich I. von England<sup>1)</sup>, der Sohn Wilhelms des Eroberers, Lesek von Polen; man nannte sie höflich servil „schwarz, aber doch schön.“ In Bezug auf die Allgemeinheit urteilte man weniger gelinde. „Schlecht und schwarz“ war unter den Skandinaven Sprichwort, und Joinville (gest. 1318) schreibt von dem Sarazenen, sie seien „laides gens et hydeuses a regarder, car li cheval des testes et des barbes sont tout noir.“ Nachrichten über einzelne Persönlichkeiten sind selten. Einige sind in der göttlichen Komödie gekennzeichnet, so Manfred („Fegefeuer“, III): Biondo era e bello e di gentile aspetto, so der Gewalthaber Ezzelin von Romano als schwarz und Obizzo von Este als blond:

Jene Stirne so schwarz umlocht, der schlimme  
Ezzelin ist's; der andre, blonde, neben  
Obiz von Este, dem — wahr spricht die Stimme —  
Sein Schandsohn in der Welt den Tod gegeben.

Dagegen beruht die Vorstellung, Teja, der letzte Gotenkönig in Italien, sei schwarz gewesen, ganz allein auf Felix Dahms Roman „Der Kampf um Rom“.

So gibt es unbedingte Sicherheit für den Einzelnen nur in wenigen Fällen — nicht einmal die Kaiser werden alle genauer beschrieben —, aber der Satz von echten Norden war jedenfalls zunächst in allen Landen, wo Germanen herrschten, unter diesen Herren sehr hoch, der der Nichtnorden wohl verschwindend gering, die stärker getrüben noch in kleiner Minderheit. Zweifellos aber drang von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr Blut der unterworfenen Mischbevölkerung in die Germanen ein, auch das nicht stetig, sondern gewissermaßen in Wellen und unterbrochen von Zeiten, da verschiedene Umstände wieder die Entmischung förderten. Im späten Mittelalter, wo wir bereits eine stärkere Durchsetzung der Germanen mit dunkeln Elementen annehmen können, beginnt dann die Bildnismalerei, die uns auch über den Einzelnen Auf-

<sup>1)</sup> Eduard der „schwarze Prinz“, Sohn Eduards III., Vater Richards II. von England, hieß so nach seiner schwarzen Rüstung.

schluß gibt, und alsbald werden auch die Personenbeschreibungen häufiger, so daß man fortan zumeist über die Zugehörigkeit eines bedeutenden Menschen zu der oder jener Rassegruppe wohl unterrichtet ist.

Italien hatte seit der Wende unserer Zeitrechnung ununterbrochen Ströme germanischen Blutes zugeführt erhalten. Zunächst in den zahllosen Söldnern, die gewiß viele Bastarde zurückgelassen haben, oft auch richtige Ehen mit italienischen Frauen geschlossen haben werden. Freilich sind sie in der ersten Zeit nicht die einzigen Blondlinge. Blond waren auch Illyrer, Dalmater, Daker, die ebenfalls im Heere dienten und wiederholt Angehörige ihres Stammes auf den Kaiserthron gelangen sahen. Bald jedoch treten diese Völkerschaften ganz vor den Germanen zurück. Den ersten größeren Germanenzug brachte Odoaker. Seine Scharen bestanden hauptsächlich aus Herulern, Turcilingen, Rugiern, Skiren, Goten und Alanen, die Alanen vielleicht etwas stärker mit nichtnordischem Blut durchsetzt, so daß die Meinung etlicher, sie seien überhaupt keine Germanen gewesen, darin eine gewisse Stütze hat. Ein siegreicher Krieg Odoakers mit den Rugiern führte eine beträchtliche Zahl von rugischen Kriegsgefangenen als Sklaven nach Italien und brachte damit germanisches Blut auch in die Unterschichte. Odoakers Herrschaft wurde von Theodorich und seinen Ostgoten gestürzt. Viele „Heruler“ — so nannten sich Odoakers Germanen als Gesamtheit — wurden umgebracht, aber keineswegs das ganze Volk und vor allem nicht der Nachwuchs vernichtet. Und ebenso starben mit Teja nicht alle Goten dahin. Wenn Prokop berichtet, Vitigis sei mit einem Heer von hundertfünfzigtausend Mann gegen Rom gezogen, wovon dreißigtausend gefallen seien, so läßt das einigermaßen auf die Gesamtzahl der Goten in Italien schließen. Es werden ihrer mit Weibern und Kindern wohl eine Million, eher mehr als weniger gewesen sein. Wie die „Heruler“ so siedelten auch sie sich am dichtesten im Norden an. Nach dem Untergang ihrer Herrschaft blieben die Goten doch vielfach im Besitz ihrer Güter; noch aus dem Jahr 1045 ist eine Urkunde erhalten, worin ein gewisser Obezo aus dem

Vico Godi, dem „Gotengau“, angibt, nach gotischem Recht zu leben.

Schon unter Odoakers Scharen waren viele Westgermanen, daß aber die spätere italienische Kultur ein in der Hauptsache westgermanisches Gepräge erhielt, daß auch die italienische Sprache, wie ich dargetan habe, unter dem Einfluß des Westgermanischen entstanden ist, beruht vor allem auf der dritten Eroberung durch die suebischen Langobarden, mit denen auch an zwanzigtausend Sachsen in das Land kamen. Im Jahre 568 brach König Alboin über den Predilpaß ein, in wenigen Monaten war ganz Oberitalien, in wenigen Jahren auch Mittel- und Unteritalien unterworfen. Allenthalben wurden langobardische Herzogtümer aufgerichtet. Ein einheitliches Reich schuf König Authari (584—590), der von Paulus Warnefrids Sohn als echter Germane, „von edler Gestalt, mit wallendem hellen Haupthaar und sehr würdigem Antlitz“ geschildert wird. Dieses Reich bestand bis 774. Da wurde der letzte König der Langobarden, Desiderius, dessen germanischer Name unbekannt ist, von Karl dem Großen besiegt, und Karl nannte sich König der Langobarden. Der Besitzstand, anfangs auch die Verfassung blieben erhalten, aber viele Franken ließen sich jetzt allenthalben im Lande nieder. In der Folge kamen bei den vielen Zügen der deutschen Kaiser nach Rom noch weiters immer neue Germanen hinzu, Sachsen, Schwaben, Alemannen, Bajuwaren. Im Süden und auf Sizilien setzten sich die Normannen fest.

Alle diese neueren Zuzügler bildeten den hohen und niedern Adel, sie nannten sich Edle (nobiles) oder „gute Leute“ (boni homines), waren die Besitzenden und Freien, die den „Römer“ verachteten, wie Liudprands Rede (S. 108) zeigt. Geradezu alle bewahrten, wenn nichts anderes, so ihr heimisches Recht; eben daraus erkennt man die Herkunft des Vorfahren. Aber da im älteren Germanentum die Frau mit dem Mann so gut wie völlig gleichrechtig war, kommt es auch vor, daß ihr Name, besonders wenn es sich um eine Erbtochter handelt, auf die Söhne übergeht. So heißt Dante nicht nach seinem Vorfahren Cac-

ciaguida, sondern nach dessen Gemahlin, der Tochter eines Aldighero. Dadurch mögen sich im Einzelnen manche Verschiebungen ergeben haben. Noch lange war man sich seiner Herkunft stolz bewußt. Erst mit dem Humanismus kam die Sucht auf, seine Sippe noch weiter, bis zu den Römern zurückzuführen. Da wurden die Ahnenreihen bis zu einem Römer des Kaiserreichs oder gar der Republik erweitert; ein zufälliger Anklang an den Namen gab die Grundlage. Das ist müßiges Phantasiespiel. Immerhin aber fragt es sich, ob nicht doch vielleicht etliche „römische“ Familien in den germanischen Adel Aufnahme gefunden haben. Das läßt sich für die Zeit Odoakers und vielleicht auch noch Theodorichs vermuten. Späterhin wurden gerade in Italien verhältnismäßig wenige Personen in den Adelsstand erhoben. Erst die Renaissance brachte darin eine Änderung mit sich, und namentlich die Päpste waren zu Zeiten überaus freigebig mit Titeln, wie denn schon der aus dem Judentum hervorgegangene Anaklet II. seine Verwandten in den hohen und höchsten Adel zu bringen gewußt hatte. Ohne Bedeutung ist natürlich die Verleihung eines noch so hohen Titels an einen schon von Geburt Adelligen.

Der italienische Adel ist zumeist titellos. In manchen Familien trägt wenigstens die Hauptlinie einen Titel, der sich aber nur auf den ältesten Sohn vererbt. Das Titelwesen ist völlig unmordisch. Nur wer eine Grafschaft erbt oder erwirbt, darf sich Graf nennen. So bezeichnen sich jüngere Söhne und deren Nachkommen höchstens als Angehörige des und des gräflichen oder fürstlichen Hauses. Aber alle, die in Betracht kommen, wissen, wenn der bloße Name genannt wird, ob einer adelig geboren ist, wie es auch in Deutschland genügt, zu sagen, der und jener sei ein Kleist, ein Bülow. Bei Eheschließungen wurde wegen der Rechtsfragen, die sich daraus ergaben, sehr auf Adelsbürtigkeit auch der Frau gesehen, so daß in den älteren Zeiten der italienische Adel kaum viel Blut aus der nicht adeligen Bevölkerung aufgenommen haben wird. Und auch später kam das Blut von Emporkömmlingen am ehesten und reichsten wie überall in die Herrscherfamilien,

nicht aber in den breiteren Adel. Dort wurden die Medici und Sforza aufgeheiratet. Kein Wunder dann, daß so edle Typen, wie sie der italienische Adel in unendlicher Zahl aufweist, in den Herzoggeschlechtern selten sind. Nicht zu vergessen ist der Negererschlag, der sich da geltend macht. Denn es war Mode, sich Neger zu halten, und mischblütige Frauen sind, wie es das heutige Deutschland und Frankreich beweisen, auf die Neger, von denen sie ungeheure Sensationen erwarten, geradezu toll. Aber ein Lorenzo II. von Medici hatte unter seinen Neben auch eine Negerin, das Weib eines Stallknechtes, und der mit ihr erzeugte Bastard Alessandro wurde Oberhaupt der Republik Florenz und von Karl V. zum Herzog ernannt. Hätte er Tochter gehabt, sie wären selbst oder doch in ihren Nachkommen auf den französischen und den Kaiserthron gekommen, wie andere Medici. Da jedoch in dem einfachen Adel die alten strengeren Gesetze herrschend blieben, beweist wie in früheren Zeiten der bloße germanische Name, so bis in die neuesten die Zugehörigkeit zum Adel das Vorwiegen germanischen Blutes, und wie stark es noch nach Jahrhunderten vorwiegt, sieht man an Persönlichkeiten wie Alfieri, Napoleon Bonaparte und Benso di Cavour, die fast ungetrübt nordischen Typus hatten.

Die bedeutendste Erscheinung Italiens ist die Wiedergeburt der Antike, Humanismus und Renaissance.<sup>1)</sup> Man pflegt sie auf die griechischen Gelehrten zurückzuführen, die in der letzten Zeit der Selbständigkeit von Byzanz und nach dem Fall der Stadt nach Italien kamen und hier das Studium des Griechischen und Homers verbreiteten. Aber das war doch erst im dreizehnten Jahrhundert, während schon lange vorher in den Klöstern und an Fürstenthöfen — an dem Karls des Großen und dem des Herzogs Ulrichs von Benevent zumal — alle damaligen Wissenschaften und vor allem die Kenntnis der lateinischen Dichter gepflegt wurde. Die Germanen hatten schon in

<sup>1)</sup> Ich mache hier auf das kleine, ausgezeichnet zusammenfassende Werk „Die Kultur der Renaissance“ von Robert F. Arnold (Sammlung Göschen) aufmerksam.

der letzten Römerzeit sich die lateinische Bildung zu eigen gemacht, hatten sich ihrer Sprache zu Prosa und Versen in völliger Freiheit bedienen gelernt, aber die besten Kräfte beanspruchte zunächst noch das Staatsleben in Krieg und Frieden. Erst nachdem einigermaßen feste, in sich geschlossene Reiche gegründet waren, wurde der Überschuß an Begabungen für Künste und Wissenschaften frei. Ganz so hatten auch die Griechen auf den Trümmern der mykenischen Kultur, deren Wertvollstes sie doch sogleich übernommen hatten — es lebt in den homerischen Gesängen fort — nicht sogleich ihre eigene geschaffen, sondern erst nach dem Abschluß der sogenannten Wanderungen. Es bedurfte der Griechen nicht, um in besonderem Geiste das Gut der Antike wieder zu fruchtbar fortzeugendem Leben erstehn zu lassen, Zeuge dafür Dante, den man nicht mit Unrecht den ersten Humanisten nennt. Dante kannte vom Griechischen nicht viel mehr als ein paar Worte, und nicht anders Boccaccio und Petrarca, die zwei andern großen Humanisten dieser Frühzeit. Die Parallelen mit dem Griechentum betrifft auch noch einen zweiten Punkt: nichtsklavisch wurde die Kultur der versunkenen Völker nachgeahmt, wenn es auch gelegentlich zu noch so engen Nachahmungen kam (Petrarcas lateinisches Epos „Afrika“), sondern sie wurde aus eigener Art wiedergeboren. Kein neuer Alexandrinismus, sondern ein neues Schaffen: Dantes „Göttliche Komödie“ und lateinische Abhandlungen (De monarchia), Petrarcas Sonette und Ranzonen und lateinische Briefe, Sandro Botticelli, Donatello.

Jene ersten Humanisten der Dichtkunst, Malkunst, Bildkunst, der Wissenschaft wußten kaum etwas davon, daß die Griechen, die sie als ihre hohen Muster verehrten, ihnen rasseverwandt waren; aber nur deshalb wurden sie ihnen wieder lebendig, sie, die das späte Römertum und Griechentum zu totem Schulwissen hatte werden lassen, obwohl es sich ihrer natürlichen Erben rühmte. Dante und Petrarca, die noch nicht Griechisch verstanden, ahnten durch das Lateinische hindurch, das ja ziemlich treuer Überlieferer war, die wahre Seele des alten, echt

nordischen Griechenlands. Dante nennt Homer den „obersten Poeten“ und läßt die griechischen Weisen auf dem frischgrünen Plan seines Limbus in angenehmen Gesprächen wandeln, als sei es der Hain Akademos, nicht wegen ihres Heidentums verdammt, nur daran leidend, daß sie „ohne Hoffnung in Sehnsucht wallen“; Petrarca ist glücklich, eine Homerhandschrift zu besitzen und wenigstens in den Armen halten zu können. Die wundersame Leidenschaft des nordischen Menschen für rein geistige Güter enthüllt sich hier. Das blonde Griechentum hatte wieder ein blondes Volk gefunden, darin es Fleisch werden konnte. Jene Lehrer des Griechischen wären sonst vergeblich mit ihrem Wissen nach Italien gekommen. Und das erklärt auch, warum der „Humanismus“ sich so rasch im ganzen germanischen Abendlande ausbreiten konnte, warum er überall die Besten wie eine Offenbarung ergriff.

Der große Anteil der Langobarden und anderer Westgermanen an der italienischen Kultur begründet ihre nahe Verwandtschaft mit der fast rein westgermanischen deutschen. Persönlichkeiten wie Dante, Pico da Mirandola, Giordano Bruno, Galilei, Christoph Columbus, Garibaldi und Cavour sind mehr deutsch als allgemeingermanisch. Man empfindet das gleich, wenn man sie gegen Goten wie Cesare Borgia, Ignacio von Loyola, Cervantes hält. Die Goten sind typischer, die Westgermanen persönlicher. Den Deutschen ihrer Zeit sind Dante, Pico, Bruno Galilei und Columbus weit voraus. Sie sind eben nicht Sprossen der im Lande zurückgebliebenen, sondern der Auslese, die der Wikingerdrang in die Ferne getrieben hat. Was in Deutschland noch lange nicht und vielleicht überhaupt nie den vollendeten Ausdruck fand, fand ihn in ihnen. Man darf aber diese Scheidung nicht zu scharf fassen. Gerade Dante hatte ja in Cacciaguida einen Goten zum Ahnherrn, Bruno, eine Gotin zur Mutter (Fraulissa Savolina). Nur das scheint mir sicher zu sein, daß typisch Gotisches in der italienischen Kultur nur wenig zu finden ist, während sich zum Deutschtum hundertfältige Beziehungen aufzeigen lassen. Deutschland hat keinen Leonardo da Vinci, keinen Botticelli, keinen Raffael, keinen Gior-

gione, Andrea del Sarto<sup>1)</sup> und Tizian hervorgebracht, aber ein Albrecht Dürer hat fast die Vielseitigkeit Leonardos und zwang den Venezianern wie den Niederländern Achtung ab. Dürer ist freilich auch Wifingersprosse: der Sohn eines ungarländischen Deutschen. In der Dichtkunst schaffen die Deutschen, allerdings erst spät, im „Faust“ dasjenige Gedicht, das als einziges an weltumfassender Bedeutsamkeit der „Göttlichen Komödie“ nahe gerückt werden kann, wenngleich es an künstlerischer Geschlossenheit und Vollendung im Einzelnen weit dahinter zurückbleibt. In der Musik allerdings scheint sich zwischen Italienern und Deutschen eine Kluft aufzutun. Nicht nur Gluck und Piccini waren Gegensätze, noch mehr sind es Rossini-Bellini und Wagner. Dort der „bel canto“, hier der Sprechgesang, dort die homophone Melodie, hier der vielstimmige Satz, dort die Arie, hier das Leitmotiv. Aber Lulli, der große Tondichter am Hofe des Sonnenkönigs, hat als erster die Melodie aus dem Text zu schaffen gesucht und darin die große Tat Glucks und später Richard Wagners vorweggenommen, und ebenso ist die deutsche Musik nach einem so absoluten Gipfel wie Johann Sebastian Bach in die homophone Melodieführung der Gruppe Haydn-Mozart-Beethoven zurückgesunken. (Natürlich haben auch Haydn, Mozart und Beethoven gelegentlich polyphon zu schreiben gesucht, weil Bach doch niemals völlig vergessen war.)

Die Scheidung vom Deutschtum trat in Italien eigentlich erst ein, als sich die Gesamtheit nicht mehr fähig erwies, die Reformbewegung mitzumachen. Renata von Urbino hatte den Anhängern der Reform ein Asyl geschaffen; sie mußte sich der Kirche beugen. Ein Savonarola, ein Giordano Bruno wurden verbrannt. Eine scharfe Reaktion setzte ein. Die Dichtkunst stand unter der Zensur der Inquisition, sie verlor ihren geistigen Gehalt. Es wurden noch blendend schöne Verse gemacht — Tasso, Marino —, aber ein Dante erstand nicht wieder. Erst

<sup>1)</sup> Wenn ich Andrea del Sarto zwischen Raffael und Tizian nenne, so geschieht es wegen seiner wunderbaren Beweinung Christi im Wiener Hofmuseum; Giorgione nenne ich seiner Venus wegen, die sich in der Dresdner Galerie befindet.

Mafferi wagt — in einer anderen Zeit —, wieder strenge und groß zu sein. Dante, nie ganz vergessen, wird wieder als größter Dichtergenius erkannt, aber findet nur alexandrinische Nachahmer (Arturo Colautti „Il terzo peccato“); das Italien des neunzehnten Jahrhunderts kann wohl einen so glänzenden Künstler (artifex) wie Gabriele d'Annunzio hervorbringen, aber seine Begabungen nicht mehr zu einem neuen Dante sammeln. Nicht so unmittelbar wirkte die kirchliche Reaktion auf die Malkunst und Bildkunst ein. Aber nach 1517 ersteht kein Donatello, Luca della Robbia, Michel Agnolo mehr, kein Giovanni Bellini, Alessandro Botticelli, kein Leonardo, Raffael, Tizian, Giorgione, Andrea del Sarto.<sup>1)</sup> Canova ist ein schwacher Nachklang, ein alexandrinischer Klassizist. Der Tridentinismus hat freilich nur siegen können, weil die Gesamtheit des Volkes in ihm seinen Ausdruck fand, er hat aber gewiß auch durch seine Einwirkung in einer Zeit, da es noch erstehn konnte, das Genie sehr oft an der vollen Entfaltung seiner Eigenart gehemmt. Man sieht das am besten an Torquato Tasso, dessen Vater am Hofe der Renata manches von den neuen Ideen eingesogen und dann seinem Sohne überliefert haben mochte: in Angst, der Inquisition zu verfallen, gerät er in wahnsinnähnliche Zustände und beruhigt sich kaum, als die Prüfung keine Kezerei nachzuweisen vermag und ihm dies bescheinigt. Und wie geistesarm ist nun das „Befreite Jerusalem“ gegen die „Göttliche Komödie“, ja gegen so manche Dichtungen der Zeit Dantes, die neben dem Weltwerk vergessen worden sind.

Die politische Entwicklung Italiens führt vom römischen Weltreich über die zahllosen Städterepubliken des Mittelalters zur Monarchie unter dem Hause Savoyen. Der reine Morde mit seiner in jedem Einzelnen

<sup>1)</sup> Von den in diesen Absätzen genannten großen Italienern hatte nur Michel Agnolo Buonorotti aus dem Geschlecht der langobardischen Grafen von Canossa stärker getrüben Typus; Bart und Haar waren schwarz, die Trittiden blau mit gelben Flecken, die Hautfarbe frisch, der Gesichtsschnitt im Wesentlichen nordisch.

stark ausgeprägten Sonderart will und schafft Freiheit für jeden seiner Klasse, für jeden „frei und edel geborenen.“ Wo er ganz unter sich ist, entstehen Staatengebilde wie das altnormwegische, das altisländische, das dithmarsische. Es gibt keinen Adel, wo jeder adelig ist, keinen Selbstherrscher, wo jeder nach seinen Belangen am Staatsleben teilnimmt und nach seiner Einsicht sich durchzusetzen versucht. Es kommt wohl zu heftigen Kämpfen, aber zwischen Einzelnen mit frei sich entschließenden Männern um sich, nicht zwischen den Führern von Menschenherden, die durch Geld oder Schlagworte gewonnen sind. So steht am Anfang des nordischen Staatslebens die Republik der Freien, Edeln, und diese Staatsform ändert sich nicht, wenn ein besonderes Geschlecht erbfolgemäßig an der Spitze bleibt, auch nicht, wenn Einer einer solchen Reihe für die Zeit seiner größten Kraft schier unumschränkt die Geschicke des Landes leitet: er ist Selbstherrscher nicht kraft seiner Stellung, sondern kraft seiner Begabung. Diese Staatsform beruht darauf, daß alle freien Männer einander gleich sind an Klasse, Art und Begabung, Natürlich gibt es auch da unter der Gesamtheit Dumme und Niedrige, aber als Einzelercheinungen auf Grund zufälliger Umstände, nicht in ganzen Scharen auf Grund tiefer Klasseveränderung. Das Ende der Entwicklung ist wieder Gleichheit: Da sind die Hochrassigen — nach vielen Schwankungen — bis auf einen kleinen Rest ausgemerzt, haben aber ihr Blut den Minderrassigen doch in solchem Maße mitgeteilt, daß sich die alle nun als vollwertige Individuen fühlen und ihren Anteil an dem Staatsleben fordern. Die etwas besser Rassigen machen sich das zunutze und werden die Führer, sei es aus ideologischen Erwägungen, sei es aus Macht hunger allein. Da kommt es wieder zu Republiken, aber von der Art der mittel- und südamerikanischen Neger-Indianer-Republiken, wobei es wieder nebensächlich ist, ob das Staatsoberhaupt nach einer gewissen Zahl von Jahren wechselt oder mit schier unumschränkter Gewalt sich sein ganzes Leben lang an der Spitze erhält.

Das römische Weltreich war schon nahe daran, eine Republik von Nigritos zu werden, die Verleihung

des Bürgerrechts an alle Provinzen bereitete das vor, aber der Zuzug neuer nordischer Völker, als deren letzte und bedeutendste die germanischen kamen, verhinderte es. In Italien wurden Erobererreiche gegründet. Als aber die Zahl der Norden durch immer neue Zuzüge immer größer wurde, machte sich der Individualismus kleinerer Gruppen geltend und die größeren Staatengebilde „zerfielen“, zum Teil von selbst, zum Teil infolge von Erbteilungen. Auch konnten neue Eroberer nicht mehr umfanglichere Gebiete unterwerfen, weil sie alsbald den Widerstand von Gleichrassigen fanden. In echt nordischer Art kam es zwischen diesen zahlreichen Kleinstaaten zu wechselvollen Kämpfen, aber diese Kämpfe beeinträchtigten nicht im mindesten die Entfaltung der Gesamtheit zu der ungemeinen Höhe der frühen und mitteln Renaissance, sie waren dem nordischen Menschen mit seiner Lust an Gefahr, an dem Waffenhandwerk überhaupt wesensnötig. Den glänzenden Persönlichkeiten der Kunst und der Wissenschaft stehn ebenso glänzende „Kondottiere“ an der Seite. Und bezeichnend ist, daß auch aus anderen germanischen Landen solche waffenfrohe Kriegsmänner nach Italien gingen, ein Giovanni Acuto (John Hawkwood) gar aus England. Einer der glänzendsten, ihr Typus im Guten wie im Bösen, selbst jenseit von Gut und Böse, war Cesare Borgia, von Vatersseite spanischer Gote.

Aus diesem in viele Republiken, monarchisch oder oligarchisch regierte, zersplitterten Italien wurde mit dem Siege des Tridentinismus ein Land mit wenigen größeren Monarchien, deren Herrscherhäuser zumeist Fremde waren, kapitingische Bourbonen im Süden, Habsburger im Norden. In der Mitte entstand ein sonderbar widernatürliches Gebilde, der Kirchenstaat, im Grunde die Vorwegnahme der Nigritorepublik, aber zunächst noch, in seinem hohen Adel wenigstens, stark germanisch. Man übersehe aber nicht, daß der römische Adel, von den zum Teil aus dem Judentum hervorgegangenen Päpsten wahllos ergänzt, schon im sechzehnten Jahrhundert nicht mehr so hochrassig war wie der norditalienische. Lucrezia de' Medici, die 1407 in Rom für ihren Sohn, Lorenzo (später der „Präch-

tige“ zubenannt) Brautschau hält, schreibt an ihren Gatten Piero über das in Aussicht genommene Mädchen, Clarissa Orsini: „Das Mädchen ist über Mittelgröße, von heller Farbe, von freundlichem Wesen, und wenn auch minder anmutig als die unseren, so doch von großer Becheidenheit, so daß es leicht sein wird, ihr unsere Sitten beizubringen. Sie ist nicht blond, wie es denn hier überhaupt keine Blonden gibt, ihr volles Haar spielt vielmehr etwas ins Rötliche.“ Bezeichnend ist dabei auch, daß Lucrezia die rötliche Färbung des Haares schon als Rasse-trübung empfindet.

Die napoleonischen Reiche und die des Wiener Kongresses bildeten nur den Übergang zu dem geeinigten Italien, das 1871, unter der Nachwirkung der Schlacht von Sedan, mit dem Einzug der savoyischen Truppen in Rom begründet wurde. Die Einigung ging von dem noch am reinsten germanisch verbliebenen Norden aus. Es war eine neue Eroberung, aber freilich nicht mehr eine rein germanische, auch hatte sich längst auf der Grundlage der gemeinsamen Sprache ein gewisses Gemeingefühl herausgebildet, wenn auch der Gegensatz im Wesen zwischen Süden und Norden bestehen blieb und bis heute fortbesteht; so wurde die Eroberung nicht mehr als solche empfunden. Das neue Italien wurde konstitutionelle Monarchie. An der Spitze stand das Haus Savoyen und in Vittorio Emanuele, dem Rè galantuomo, ein Mann von leidlich germanischem Typus. Die eigentlichen Schöpfer waren Garibaldi und Benso di Cavour, beide so gut wie reine Germanen. Vittorio Emanuele war der Sohn einer Habsburgerin, sein Sohn Umberto, selbst sehr unnordisch von Typus, heiratete die blonde Margherita, Tochter eines Savoyers und einer Wettinerin, übertrug aber seinen eigenen Typus in wesentlicher Verschlechterung auf seinen Sohn. Dieser, Vittorio Emanuele II., nahm zur Gattin die Tochter des „Königs“ von Montenegro Nikolaus I. Njegus und der Milena Vukotić, die beide unadeliger Herkunft sind. Königin Elena ist von besserem Typus als ihr fürstlich geborener Gemahl, auch brünett, aber von ziemlich gut nordischen Zügen, dazu im Gegensatz zu ihm, der klein und schwäch-

lich ist, körperlich wohl gebildet. Der inneren Staatsform nach ist Italien ebenso konstitutionelle Monarchie mit einem Parlament und den verschiedenen Gegenströmungen wie die meisten Staaten Europas zu dieser Zeit. Es ist als Gesamtheit noch nicht Nigritorepublik, aber, wie es scheint, weit näher daran als die nördlicheren Staaten. Der eigentliche Herrscher während der großen Krise des Eintritts Italiens in den Weltkrieg war Baron Sidney Sonnino, der zum Protestantismus übergetretene Sohn eines sephardischen Juden und einer protestantischen Engländerin. Auch Juden rein jüdischer Abstammung spielen in dem neuen Reiche eine große Rolle, obwohl die Zahl der Juden in Italien verschwindend klein ist. Aber die Juden sind als Gesamtheit viel reiner nordisch — fünfundzwanzig vom Hundert Blonde gegen acht vom Hundert bei den christlichen Italienern —, und so ist ihre Machtstellung nur natürlich.

Der musikalische Verismus (Mascagni) und der Futurismus in der Malerei (Marinetti), die das jüngste Italien der Welt gegeben hat, sind der rechte Ausdruck der Gesamtheit seiner Bevölkerung und der zur Mundherrschaft gelangten Nigritos.

## Spanien und Portugal.

Spanien war durch Jahrhunderte eine römische Kolonie. Länger als im Mutterlande erhielten sich dort die Römer in ihrem Rassetypus; der blonde Traian und der blonde Theodosius kamen daher, und auch die Spanier Hadrian, Antonius Pius und Marcus Aurelius, über deren Färbung wir nichts Näheres wissen, haben so vorzüglichen Gesichtsschnitt, daß sie als reine oder nur wenig getrübe Norden anzusprechen sind, womit ihr geistiger Typus übereinstimmt. Und ganz wie die Römer als Wikingen nach Spanien gekommen waren, so auch die Germanen, die Alanen, Vandalen, Sueven, Goten. Schon vorher aber hatten die „roten“ Phönizier von der Kolonie Karthago aus hier neue Kolonien gegründet. Nur

die Kelten waren als langsame Besiedler von ihrem Hauptlande Gallien in die Halbinsel eingedrungen. So ist Spanien im Wesentlichen Kolonie und zeigt darum auffällige Parallelen mit England. Auch der Grundstock der Bevölkerung war da und dort derselbe: die Iberer, klein gewachsene, schlanke, tief brünette Mediterrane. Der Unterschied liegt darin, daß Spanien kurzlebig war, Englands Macht sich später, aber dauernder entfaltete. Allerdings begannen in Spanien die wichtigen ersten Zuzüge blonder Scharen um 200 v. Chr., in England um 400 n. Chr., aber die Hauptsache war, daß nach England ihrer ungleich mehr kamen und in stetem Strom, der bis in diese Zeit nicht aussetzte, Spanien aber sehr bald sich auf sein eigenes Volksgut beschränkte und darin die Ausmerzung der Hochrasse sich ungehindert vollziehen ließ. Freilich waren Spanien wie England in gleicher Weise durch ihre Lage zur Koloniebildung begünstigt, aber sie bildeten Kolonien erst und nur so lange, als der Gehalt an blonder Wikinger rasse in ihren Völkern hoch genug war. Spaniens Kolonialmacht ist seit langem im Rückgang und auf einen kläglichen Rest zusammengeschrumpft.

Die Bevölkerung, die die Römer in Spanien vorfanden, war ziemlich stark mit nordischen Bestandteilen durchsetzt. Daher der hartnäckige Widerstand gegen sie, der fast zweihundert Jahre anhielt, der Heldenmut des Viriathus, der Kantabrer, die erst 19 v. Chr. unter Augustus unterworfen wurden. Noch um 70 n. Chr. schildert Silius Italicus die „Iberer“ als von rötlichem Haupthaar, aber schneeig schimmernder Hautfarbe (comam rutilus, sed eum fulgore nivali corporis), worin das „aber“ zu beachten ist. Der weißen Hautfarbe hätte eigentlich blondes Haar entsprochen. Aber die Iberer waren eben nicht reine Blonde, sondern Mischlinge. Dennoch kann sich schon damals diese Schilderung nur auf die Oberschicht bezogen haben. Auch der stärkste Zuzug von Nordafrikanern hätte sonst den Typus des Volkes in nicht ganz zwei Jahrtausenden nicht bis in den heute in Spanien herrschenden zu verändern vermocht. Die Römer setzten im ganzen Lande das Lateinische als Verkehrssprache durch; nur im äußersten

Norden erhielt sich am Meerwinkel bis heute im Baskischen eine alte keltiberische Mundart.

Die Germanen drangen seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts in Spanien ein. Die Sueven besetzten den Westen, Portugal und Galizien, die Vandalen gaben Andalusien, die Goten Catalonien den Namen. Im Laufe des fünften Jahrhunderts noch wurde das ganze Land germanisch. Nach kurzer Zeit kam es zu einem reichen Bildungsleben, das der Adel und der daraus hervorgegangene hohe Alerus erweckt hatte und beherrschte. Innere Streitigkeiten ließen die „Mauren“ aus Afrika ins Land rufen. Eben was den Germanen in Spanien fehlte, die Einheit, hatten die Germanen Nordafrikas durch den Islam erlangt. So konnten sie mit ihrer vollen Gesamtkraft von der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711) an in kurzer Zeit fast ganz Spanien erobern. Sie waren milde Herrscher. Bei Goten wie Mauren war noch das Bewußtsein lebendig, daß sie eines Stammes seien. Ein Eid konnte bald den Goten, bald den Mauren dienen, man erkannte den Mauren in gotischer Tracht, den Goten in maurischer nicht als Fremdling heraus. Gar manche Goten gingen zum Islam über und schufen als Baumeister, Dichter und Gelehrte für die islamische Kultur Spaniens. Anderseit heirateten auch vornehme Maurinnen in den gotischen Adel.

Die Goten selbst herrschten nur noch in einem kleinen Gebiet, in dem baskischen Navarra und in dem von Palayo nach dem Sieg bei Cavadonga (719) begründeten Königtum in Asturien. Dahin hatten sich die Edelsten geflüchtet. Und nun machten Mauren und Goten einen Massenprozeß in verschiedener Richtung durch. Die Goten — dieser Name war allgemein geworden — hatten sich anfänglich, wie es scheint, vielfach mit der Vorbevölkerung verbunden. Ihre Massekraft war dadurch zurückgegangen. In der Bedrängnis vollzog sich eine Auslese der körperlich tüchtigsten, seelisch höchststehenden. Man besann sich auf seine Masse. Da entstand das Wort vom „blauen Blut“. Nur beim reinrassigen Blondling schimmert das Venenblut blau durch die zarte Haut, bei dem Mischling nicht mehr.

Da wurden denn auch alle Verbindungen mit Mauren und Juden verpönt, was später so weit führte, daß Sprossen solcher Verbindungen von den vornehmsten Orden ausgeschlossen blieben. Ser Godo (Gote sein) wurde der höchste Stolz. Die Mauren hinwieder erlagen den Nebenwirkungen des Islams. Wohl hatte der Islam sie geeint, aber mehr und mehr vernichtete er durch seine Vielweiberei, die von der Gattin und Mutter des Erben nicht mehr Ebenbürtigkeit forderte, das nordische Blut. Die Goten entmischten, die Mauren vermischten sich, die Goten wurden wieder rassistere Germanen, die Mauren immer mehr zu reinen Iberern und Nordafrikanern. Sie hatten große Massen von Sklaven mitgeführt, echte Neger darunter. Die gingen alle im spanischen Volke auf. Die Mauren „erschlafften“, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, die Goten „erstarkten“, und von 900 an gewinnen sie immer mehr ihre alten Gebiete zurück, 1085 wird Toledo erobert und zur Hauptstadt gemacht, 1139 entsteht ein Königreich Portugal, 1236 fällt Cordoba, 1248 Sevilla, 1263 Sevilla, Granada freilich hält sich bis 1492. Und so stark ist das Gotentum, daß es jetzt Mauren und Juden des Landes verweist. Anderseits freilich kommt in Thomas de Torquemada ein getaufter Jude zu höchster Gewalt als Generalinquisitor und wird, wie es scheint, der Vater jener Juana der Wahnsinnigen, die Philipp den Schönen heiratet und Spanien an das Haus Habsburg bringt.<sup>1)</sup>

Die iberische Halbinsel erlebte jetzt ihre größte Zeit. Wie für Italien die Wiedergeburt der Antike, so sind für Spanien-Portugal die gewaltigen Entdeckungsfahrten kennzeichnend — der rechte Ausdruck des alteingeborenen

<sup>1)</sup> Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragon waren nach den Bildnissen blonde Goten, Juana eine schmalgesichtige brünette Mediterrane. Thomas de Torquemada hat in einem Familienbilde, das er der Königin schenkte, sich selbst mit malen und die Ähnlichkeit zwischen sich und der jungen Juana betonen lassen. Karl V. hat den Typus seiner Mutter, nur nicht recht braune, sondern mehr steingraue Augen und war auch ursprünglich blond. Der schon ererbte Prognathismus wurde, scheint's, durch den überaus stark prognathen Thomas de Torquemada erst jetzt zu der bekannten typischen Physiognomie.

Wikingertums. Portugal macht den Anfang. Die Genuesen hatten schon im vierzehnten Jahrhundert die Azoren, Madeira und die kanarischen Inseln, die dem Altertum bekannt gewesen, aber dann vergessen worden waren, wieder entdeckt, nun aber erwachte in Portugal die Lust, weiter hinaus zu bringen. Die Bestrebungen fanden ihren eifrigsten Förderer in Heinrich dem Seefahrer, der aber selbst nicht an den Fahrten teilnahm, während sein Bruder Pedro als Gelehrter ganz Europa, Vorderasien, Agypten und Nordafrika bereiste. Die beiden Brüder waren Söhne João's I., des Großen von Portugal und der englischen Prinzessin Philippa, aus dem Hause Anjou-Lancaster, Enkelin Eduards III., Tochter Johns of Gaunt. Daher hatten sie Normannen- und Frankenblut in den Adern. João war der natürliche Sohn Pedros des Grausamen aus dem Hause Burgund und der Theresa Lourenço, aus dem suevischen Hochadel des Landes. Unter Heinrich dem Seefahrer gelangte der Venezianer Alwise de Cada Mosto bis zu den kapverdischen Inseln, bis zum Senegal und Gambia; nach Heinrichs Tode (1460) Bartholomeu Dias, der Schüler Martin Behaims,<sup>1)</sup> bis zum Kap der guten Hoffnung, Vasco da Gama 1498 bis nach dem erstrebten Indien, Gaspar und Miguel Cortereal (1500) nach Grönland und an die Küste von Labrador. Pedro Alvares Cabral entdeckte (1500) Brasilien, Fernão de Magalhães (1520) im Dienste Spaniens die nach ihm benannte Straße. In der nächsten Zeit nennt man Francisco und Alfonso de Albuquerque, Francisco de Almeida und seinen Sohn Lourenço, Tristão da Cunha, Estevão da Gama, Vascos Sohn, João de Castro, Francisco Serrão, Antonio de Abreu, Jorge de Menezes, Mendes Pinto, der 1543 auf einer

<sup>1)</sup> Martin Behaim, einem altadeligen Nürnberger Geschlecht entstammend, wirkte von 1481 bis 1491 in Lissabon, begleitete 1484 den Admiral Diego Cao auf seiner Fahrt nach Westafrika, wobei die Kongomündung entdeckt wurde und besuchte 1486 die Azoreninsel Fayal. Er führte in die portugiesische Schiffahrt den Jakobstab und die Ephemeriden des Regiomontanus ein.

chinesischen Dschunke in die japanische Inselwelt kam. Diese Seefahrten wurden hauptsächlich von dem Adel unternommen, der durch João II. schwer an Besitz und Ansehen geschädigt war und darum neue Ziele für die Betätigung seiner Kraft suchte. Als ein solcher Abenteurer ging auch der große Dichter Luiz Vaz de Camões (1525 bis 1580) nach Indien; er kam arm von dort zurück, aber er brachte die „Lusiaden“ mit, das Epos dieses Wikingertums.

Spanien rüstete den Genuesen Christoforo Colombo aus, der 1493 zum erstenmal den Boden Amerikas betrat, fast fünfhundert Jahre nach Erik dem Roten. Der Florentiner Amerigo Vespucci, von dem das Land den Namen erhielt<sup>1)</sup> — Amerigo ist das deutsche Emmerich —, begleitete die kühnen Seefahrer Alonso de Hojeda nach Surinam, den Portugiesen Vañes Pinzon nach Brasilien. Aber den Spaniern war es alsbald weniger um die Entdeckung, als um die Ausbeutung neuer Länder zu tun. Die Portugiesen gründeten überall Handelsniederlassungen, die Spanier waren „Conquistadoren“. Den Typus dafür geben Diego de Almagro (1464—1538) und Francisco Pizarro (1475—1541), die Eroberer und Vernichter des Inkareichs. Noch ein Hojeda war in den neuen Ländern menschlich und ritterlich vorgegangen. Almagro und Pizarro waren gemeine, tückische Räuber, die zuletzt über der Beute einander selbst zerfleischten: Almagro wurde auf Befehl Pizarros enthauptet, Almagros natürlicher Sohn ermordete Pizarro und wurde selbst hingerichtet. Almagro, der ungleich bessere von beiden, war ein Findling, Pizarro stieg vom Schweinehirten auf. Den edleren Typus des Conquistadoren vertritt der adelige Fernando Cortez mit seinen Genossen, unter denen der waghalsige Pedro de Alvarado von den Indianern wegen seines leuchtenden Blondhaares Tonaltih (Sonnensohn) genannt wurde. Cortez und Alvarado schrieben wertvolle Berichte über ihre Unternehmung.

Der Verfall Spaniens, der sich schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts bemerkbar macht, im siebzehnten

<sup>1)</sup> Nicht durch ihn selbst, sondern durch den deutschen Buchdrucker Martin Waldseemüller.

rasch fortschreitet, wird gewöhnlich dem Reichtum zugeschrieben, der dem Lande aus den amerikanischen Kolonien zufließt. Aber das waren tote Schätze, die ein anderes Volk — man denke an die Holländer — sich sehr wohl dienstbar gemacht hätte. Spanien erschöpfte damals eben seine Rassekraft und das ebenso durch die Abwanderung zahlloser Abenteurer in die Kolonien, als durch die Verfolgung der regsamsten Elemente im Innern. Im Laufe weniger Jahrzehnte wurden hunderttausende von Personen, zum großen Teil Adelige, auf die nichtigsten Beschuldigungen hin als Ketzer verbrannt oder eingekerkert, ihrer kaum weniger ins Ausland getrieben. Nirgendwo herrschte, wie bekannt, die Inquisition so furchtbar wie in Spanien. Sie wandte sich offiziell gegen heimliche Juden und heimliche Protestanten, stand aber zuletzt ganz im Dienste persönlicher Feindschaften. Juden gab es wohl noch im Lande unter dem Schutze der christlichen Taufe, sogenannte Marranen, die meisten aber hatten sich mit stammchristlichen Familien verbunden und gingen mit der Zeit ganz im Volke auf; Protestanten jedoch gab es von Anfang an in Spanien nur sehr wenige. Michael Servet floh aus dem Lande, der Erzbischof von Toledo Carranza, der evangelischen Rechtfertigungslehre und Schriftauslegung verdächtigt, starb im Kerker. Die Inquisition war schon vor 1517 da gewesen und brauchte ihre bereits bewährte Praxis nur auf die Anhänger der neuen Lehre auszuweiten. Zum öffentlichen Bekenntnis kam es darum nur selten, heimlich aber neigten viele der Besten zur Reformation. Das fühlte die Kirche sehr gut heraus, und wenn Spanien in weniger als einem Jahrhundert das frömmste und zuverlässigste katholische Land wurde, so zeigt das, daß sie ihre Mittel richtig wählte. Ihr Werk war vollendet, die Inquisition konnte ihre Tätigkeit einstellen; zugleich aber hörte die spanische Kultur auf, die noch während der Zeit des Niederringens der widerspenstigen Geister einen Cervantes und einen Velasquez hervorgebracht hatte, daneben einen Lope de Vega, Calderon, Tirso de Molina, Quevedo, Montemayor, Ponce de Leon und Gongora.

Heute ist in Spanien und Portugal das germanische Blut fast ganz verflüchtigt. Nur im hohen Adel treten noch gelegentlich nordische Blondlinge auf — wie die schöne Eugenie de Guzman Gräfin von Montijo, Herzogin von Teba, die Tochter einer Irländerin übrigens, Napoleons III. genialische Gemahlin —, und auch im eigentlichen Volke, das von der Inquisition am meisten verschont blieb, findet man sie noch; zumal in Andalusien sieht man Frauen von echtem Germanentypus. Das sind im Grunde bedeutungslose Reste. Immerhin fiel es auf, daß unter den spanischen Malern noch heute verhältnismäßig viele blond sind, darunter einer ihrer bedeutendsten, José Villegas. In der Literatur machten sich Sprossen von zugewanderten Deutschen bemerkbar: Gustavo Adolfo Becquer (Becker), von dessen „Reimen“ und „Legenden“ ich Auswahlen übersetzte („Aus fremden Gärten“ 21 und 38), Fernan Caballero, die Tochter des zum Katholizismus übergetretenen Nikolaus Böhl von Faber und einer Spanierin halb irländischer Herkunft, die Begründerin der spanischen Volksschilderung, und der Dichter und Wiederbeleber der klassischen Dramenliteratur Eugenio Harzenbusch. Andere, wie die Versdichter Ramon Campoamor und Gaspar Nuñez de Arce, und die Romanschriftstellerin Gräfin Pardo-Bazan, der „spanische Zola“, gehören dem alten Adel an, ebenso der bedeutendste portugiesische Dichter dieser Zeit, Graf Eugenio de Castro. In all diesen Persönlichkeiten fließt Germanenblut, sie halten die spanische und portugiesische Kunst auf einer sehr ansehnlichen Höhe, aber geben ihr doch nicht mehr die Weltbedeutung, die sie in einem Cervantes, Camoes und Velasquez<sup>1)</sup> hat.

Spanien ist bis heute Monarchie geblieben, Portugal, das eine Zeitlang mit Spanien vereinigt war, ist Nigrito-

<sup>1)</sup> Cervantes und Camoes waren reine oder so gut wie reine Blondlinge. Von Velasquez hat man nur ein einziges authentisches Selbstbild — auf dem Bilde Las meninas, „die kleinen Prinzessinnen“ —, das ihn im Schatten darstellt und stark nachgedunkelt ist. Er hatte danach rein germanische Gestalt, sein Haar jedoch scheint braun gewesen zu sein. Sonst gehörte er dem stolzesten gotischen Adel an. Auch Cervantes und Camoes waren altadelig.

republik geworden, die erste in Europa, gewissermaßen die Einbruchsstelle dieser Staatsform. In der Tat ist Portugal das am meisten nigritierte Land. Während in Spanien der alte Adel noch immer germanoid ist, ist in Portugal das Negerblut auch schon in diese Kreise hinaufgestiegen. In Spanien hat den Thron inne ein Mediterraner aus dem kapetingischen Hause Bourbon, der Sohn einer Habsburger, seinem Gesichtsschnitte nach reiner Habsburger, ganz auffällig ähnlich Juana der Wahnsinnigen. Seine Großmutter war die berühmte Isabella, eine Bourbon; sein Vater soll der Sohn eines Juden oder Mauren gewesen sein, Isabellas Gatte, ihr Vetter, war zeugungsunfähig. König Alfonso XIII. nahm zur Gattin die protestantische englische Prinzessin Ena von Battenberg, die vorher zum Tridentinismus übertreten mußte. Dadurch kommt deutsch-germanisches Blut in neuem Strome in das spanische Herrschergeschlecht. Die Stammutter der Battenberge ist eine Gräfin Hauke, die Enkelin eines vom Kammerdiener zum Adel aufgestiegenen Deutschen, der Stammvater Prinz Alexander von Hessen (gest. 1888), der diese Gräfin Hauke morganatisch heiratete; Königin Ena ist beider Enkelin, ihre Mutter eine englische Prinzessin.

In Portugal herrschte bis 1383 das Haus Burgund in echter Linie, bis 1640 und eigentlich bis 1853 in unechter, in den Häusern Aviz und Bragança. João I., der 1385 auf den Thron kam, war der natürliche Sohn Pedros des Grausamen, und ebenso stammt das Haus Bragança wieder von einem natürlichen Sohne Joãos I. ab. Von 1853 bis 1910 hatten Koburger den Thron inne. Sie hatten ihn durch Ferdinand als den Gatten der letzten Bragança der Hauptlinie erhalten; Ferdinand hatte übertreten müssen. Sein Sohn Pedro V. (gest. 1861) vermählte sich mit der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern, deren beider Sohn Luis I. (gest. 1889) mit der Tochter Vittorio Emanuele. So war Carlos I. schon zum Teil auch Savoyer und Habsburger, übrigens ein sehr unfähiger Herrscher, der seine Mutter und seine Gattin, eine Bourbon, die unsinnigste Verschwendung treiben ließ; er wurde 1908

ermordet, zugleich mit ihm sein ältester Sohn. Der jüngere, Manuel, floh 1910 aus dem Lande.

Noch immer arbeitet in Portugal eine kleine Partei für die Wiederherstellung des Königtums. Sie vermehrt mit ihren Anschlägen nur noch die schon chronisch gewordenen Unruhen. Der Zustand, worin sich das Land jetzt befindet, ist dem Volke als Gesamtheit zweifellos völlig angemessen. Die Nigritos lieben, solange sie noch nicht reine Neger geworden sind, das kannegießerische Umtrieblertum. So entsteht das in seiner Kleinlichkeit widerliche Zerrbild der stolzen, großzügigen Republiken der nordischen Freien, des alten Athens, des alten Roms, des mittelalterlichen Skandinaviens, Islands und Dithmarsens.

## Frankreich.

Ähnlich wie Italien wurde Gallien zum Teil von langsam vordringenden Germanen Deutschlands, zum Teil von Wikingern besiedelt. Von Wikingern zunächst im Süden, wo das westgotische Reich zur Zeit seiner größten Entfaltung vom atlantischen Meer bis Marseille reichte, dann im Norden von Normannen. Die Mitte Frankreichs, die danach den Namen Isle de France trägt, wurde von Franken besetzt. Den Südosten nahmen die Burgunder ein. Dazu kamen viele Alemannen und Sachsen. Die Goten haben die französische Sprache vorgebildet, sie schufen in der Provence eine eigene Kultur, die endgültigen Herren aber wurden die nördlicheren Franken. Der Süden erschöpfte sich früher. Der Unterschied machte sich lange geltend. Im elften Jahrhundert und der nächsten Folgezeit war tatsächlich das Land in drei Gebiete geteilt: in das gotische der Provence, das westgermanische des eigentlichen Frankreichs und in das normannische der Normandie, das zugleich auch die Herrschaft über England ausübte. Zu einem Einheitsstaat kam es erst wieder von Ludwig XI. (1461—1468) an.

Die Franken hatten ihre Sitze zunächst am Rhein und im heutigen Belgien, aber im fünften Jahrhundert dehnten

sie unter Chlodio, ihrem ersten geschichtlichen König, ihr Gebiet bis an die Somme aus, mußten zwar die römische Oberhoheit anerkennen und im Dienste der Römer kämpfen, behielten aber das Land. Chlodios Sohn Merovech, der dem Geschlecht den Namen Merovinger gab, scheint das Reich unter seine Söhne geteilt zu haben; Childerich I. (gest. 481) war wohl der älteste, dessen Sohn Chlodwig (481—511) vernichtete den letzten Rest der Römerherrschaft und machte sich zum Herren eines Reiches vom Main bis zur Garonne. Von da an war Frankreich germanisch und blieb es bis zu Karl dem Großen (gest. 814). Aber schon dessen Enkel Karl der Kahle leistete 843 den Schwur auf den Vertrag von Verdun für sein Volk in französischer Sprache, die hierin das erste Denkmal hat. Unter Karl dem Großen stand das ganze alte Gallien unter der Herrschaft der Franken, dazu Deutschland bis zur Eider, Elbe und Raab, Spanien bis zum Ebro, Italien bis zum Tiber. Damals wurde den Arabern „fränkisch“ gleichbedeutend mit „westeuropäisch“. Karl der Kahle (gest. 877) beherrschte nur noch den Westen, der sich ungefähr mit dem heutigen Frankreich deckte. Burgund, das zum Reiche Lothars, des Bruders Karls des Kahlen, gehört hatte, erhielt schon 880 in Boso, dem Gemahl der Tochter Ludwigs II., einen Herzog aus einheimischem Geschlecht, die Grafen von Arles gelangten zu immer größerer Selbständigkeit und nannten sich Grafen der Provence. Im Jahre 1112 kam dieses südfranzösisch-gotische Gebiet durch Erbschaft an den Grafen Raimund Berengar von Barcelona, so daß für einige Zeit das Gotenland südlich der Pyrenäen (Catalonien) mit dem nördlich davon vereint war. Durch die Tochter Raimund Berengars IV. kam die Provence 1245 an eine Linie der Kapetinger, 1487 wurde sie mit Frankreich vereinigt. Im Norden gründete Rollo ein normannisches Herzogtum (911), das auch aus geringer Abhängigkeit zu völliger Selbständigkeit gelangte, aber 1204 von Philipp August von Frankreich erobert und 1259 förmlich abgetreten wurde.

Die Provence hat in zweifacher Hinsicht eine allgemeine Bedeutung: dadurch, daß hier die erste moderne Lyrik

und die erste Reformation entstanden. Wohl läßt sich die innere Verwandtschaft der neuen Lyrik, die etwa durch die deutschen Minnesänger, Dante, Petrarca und die französische Plejade gekennzeichnet ist, mit der alten griechischen und der sie nachahmenden lateinischen aufzeigen, wohl führen Beziehungen auch zur arabischen Lyrik der vormohammedanischen Zeit — ich verweise auf die Einleitung zu meiner Arbeit „die Lyrik des Auslands seit 1800“ (Leipzig, R. Voigtländer, 1916) —, aber in der Form zumal — Strophik und Reim — ist diese Lyrik etwas ganz Neues. Sie entstand nicht auf einmal, sondern hat ihre Vorläufer in der kirchlichen Hymnik, die von gelegentlichen Reimausgängen zum regelmäßigen Reim, vom einfachen Vierzeiler zu immer kunstvolleren Strophen übergeht, neben der kirchlichen Hymnik auch in den sogenannten Goliardenliedern. Gleichwohl ist sie etwas ganz in sich geschlossenes und das von ihren ersten Vertretern an. Ich habe die ältere Epik, die Lieder von Marko Kraljević und vom Eid den Goten zugewiesen, ich vermute auch bei der Lyrik einen starken Anteil der Goten, aber einen vielleicht noch größeren der Westgermanen. Das erklärt, warum die neue Lyrik in wenigen Jahrzehnten das ganze germanische Europa bis auf das nordgermanische Skandinavien für sich gewann, gleichviel in welchen Sprachen; heute hat sie sich auch unter Skandinaviern und Slaven längst durchgesetzt, hat im neunzehnten Jahrhundert auch das Griechische, zuletzt das Türkische und das Japanische erobert. Zu Dantes Zeit war das Bewußtsein noch lebendig, daß es sich um etwas ganz Neues handle; Dante spricht wiederholt von dem *dolce stil nuovo*, worin er selbst seine wunderbaren Gedichte schreibt. Ebenso war ihm bekannt, daß diese neue Art von der Provence ausging. (Man lese folgendes Sonett aus dem „Neuen Leben“:

In meiner Frauen Augen wohnet Minne,  
worauf sie blicken, das wird licht und rein;  
geht sie vorbei, sieht man nach ihr allein,  
und wen sie grüßt, ihm beben Herz und Sinne.

Mit Seufzen wird er seiner Mängel inne,  
das Antlitz muß er senken, totenblaß;  
vor ihr entfliehen Übermut und Haß:  
Helft, Frauen, mir, daß ich ihr Preis erfinne!

Demut und jede Süßigkeit erwacht  
im Herzen uns bei ihrer Stimme Laut;  
selig darum, wer sie zum ersten schaut.

Doch wie sie scheint, wenn sie ein wenig lacht,  
das kann nicht Wort, Gedanke nicht erreichen:  
ein holdes Wunder ist es ohnegleichen.)

Die provençalischen Dichter selbst sind nicht lebendig geblieben und haben so nicht unmittelbar, sondern nur durch Dante und Petrarca weiter gewirkt, aber es waren auch schon unter ihnen glänzende Begabungen, ein Guilihem (Wilhelm) Herzog von Aquitanien, Graf von Poitiers (gest. 1127), der erste, der genannt wird, ein Jaufre (Gottfried) Rudel Prinz von Blaya, ein Bertram de Born, bekannt aus Uhlands Ballade und Dantes Versen über ihn („Hölle“, XXVIII). Diese Troubadours beschränkten sich übrigens durchaus nicht auf den Frauendienst, sondern dichteten auch politische Lieder von großer Wirkung, dichteten rein literarisch über die Kunst. In Italien kam — durch Guido Cavalcanti, den Vorgänger und Freund Dantes — das philosophische Gedicht hinzu. Zumeist waren die Dichter Herren vom Adel wie die oben genannten, wie auch Cavalcanti und Dante, aber auch niedrig Geborene kamen durch Fertigkeit zu Ruhm und, was für sie mehr bedeutete, zu Geld, so Marcabrun, ein Findling, und Bernart von Ventadour, der Sohn eines Ofenknechts und einer Magd auf dem Schlosse, wonach er genannt ist. Die Art dieser Kunst aber hatten diejenigen bestimmt, die sie schufen und für die sie auch von den nicht ihrem Kreise Angehörigen weiterhin geschaffen ward. So war sie rein germanisch, Zeuge dafür das rein germanische Schönheitideal, das sie verherrlichte und ihren fernsten Nachahmern vermittelte: selbst im Neugriechischen wird die Kanthoula, die „Blondine“, besungen. Im Provençalischen ist das Haar der Schönen

immer blon oder bloi (blond), das Gesicht zart wie Milch und Rosen, das Auge cler et vair (hell und licht). Blond sind Dantes Beatrice und Petrarca's Laura. Aber auch die Minnesänger selbst haben in den Handschriften, die ihre Bilder überliefern, blonde, rötliche oder hell bräunliche Haare und frische Wangen; sie sind nichts weniger als brünette Provençalen von heute.

Nicht von so weit reichender, aber von viel tieferer Bedeutung war die religiöse Bewegung, die an den Namen des Petrus Waldus (Waldez) anknüpft, der um 1160 die Bibel in die Volkssprache übersetzen ließ und als Bußprediger für ein apostolisches Leben und gegen die entartete, verweltlichte Kirche auftrat. Ähnliche Erscheinungen gab es allenthalben in den germanischen Ländern jener Zeit, sie verdichteten sich aber in der Lombardei und in der Provence zu solcher Macht, daß sie der Kirche gefährlich zu werden drohten. Und so wurde der Kreuzzug wider sie gepredigt (1208) und in furchtbarer Weise ein Vernichtungskrieg gegen sie geführt. Es gelang wohl, die Brut der Albigenser, wie man die Keger nach der Stadt Albi nannte, auszurotten, aber das Land blieb wüste zurück; die Kultur der Provence war dahin — das erste Beispiel von vielen, die noch folgen sollten. Die Bestrebungen der Waldenser lebten fort und wurden eine wichtige Komponente in der werdenden Reformation.

Durch die Albigenserkriege war der Süden schneller seines besten Raffeteiles beraubt worden, als es sonst der Fall hätte sein können, umso leichter gewann das nördlichere eigentliche Frankreich die Obmacht. Es gelang ihm das freilich erst nach langen Kämpfen gegen Burgund und die Engländer — d. h. die Normannen, die ihren Schwerpunkt nach England verlegt hatten —, unter Karl VII. stand es sogar sehr schlimm um die französische Krone, aber das Eingreifen der mutigen Lothringerin Jeanne d'Arc brachte die Wende, England verlor allen Besitz in Frankreich bis auf Calais und Guines, und schon Karls VII. Sohn, Ludwig XI. (1461—1483), konnte daran gehn, Versuche seines Vorfahren Philipps IV., des Schönen wieder aufnehmend, das Reich zu vereinheitlichen.

Frankreich hat, von der italienischen Renaissance angeregt, eine hohe Kultur entwickelt, hat Dichter wie Ronsard, Corneille, Racine, Molière hervorgebracht, die eine Zeitlang die ganze abendländische Welt beherrschten, hat vorzügliche Maler und Bildhauer, hervorragende Gelehrte aller Wissensgebiete gehabt, aber bedeutsamer noch sind die sozialen Vorgänge, die sich hier abspielten: Reformation, Gegenreformation, Sonnenkönigtum und Revolution die Höhepunkte.

Die ethnischen Verhältnisse waren in Frankreich denen Italiens ähnlich: der Norden am reinsten germanisch, der Süden am wenigsten. Es kam auch zu einer gewissen Zersplitterung in einzelne Herrschaften, aber die meisten dieser kleineren Throne konnten mit Angehörigen des Königshaus besetzt werden. So erlebte Frankreich die Phase, worin sich heute Deutschland befindet, zu Ende des Mittelalters. Die Entgermanisierung des Südens ermöglichte, die dortigen Provinzen dem Hauptreiche bereits in früherer Zeit unterzuordnen und dieses dadurch so weit zu stärken, daß es auch den andern, noch selbständigeren Teilen alsbald überlegen war. Es konnte der Kampf gegen diejenigen begonnen werden, die in germanischem Individualismus engere kleine Gruppen bilden wollten. Das waren zunächst gerade die Inhaber jener kleineren Throne, aber im weiteren Sinne der alte Großadel überhaupt. Da nun griff die Krone — es handelt sich wie beim Papsttum nicht so sehr um die einzelnen Persönlichkeiten wie um die Idee — immer zu dem Mittel, dem alten Adel gegenüber einen neuen aus dem Bürgerstande und selbst aus tieferen Schichten zu schaffen. Darunter waren viele persönlich ausgezeichnete Männer, aber sie brachten doch in ihrem Blute, mochten sie für sich noch so erlesen sein, das Blut des Chaos in die Kreise, die sich jetzt freiwillig, oder gezwungen mit ihnen verbanden. Der Adel hörte mit der Zeit auf, die natürliche Stütze des Königtums zu sein, sank zur Unbedeutung herab, erfüllte sich zuletzt, da er sich nicht mehr seiner Art gemäß betätigen konnte, in den Außerlichkeiten nichts-tuerischer Vornehmheit und dies umso mehr, als ihm durch die Zufuhr minderrassigen Blutes die innere Be-

rechtigung und die Kraft, sich in seiner Art zu betätigen, genommen war.

Aber der Adel, den ein Philipp IV., ein Ludwig XI., ein Ludwig XIV. schuf, wurde doch nach einigen Geschlechtern zu wirklichem Adel im Sinne des Rassebegriffs, und zeigte darum die Ansätze zur Verselbständigung, die aber alsbald wieder aufs neue gebrochen wurde, zuletzt von Napoleon I. und Napoleon III. Das konnte in Frankreich so geschehn, weil doch die Gesamtheit noch bis in die Zeit Ludwigs XIV. ziemlich germanisch war. So merzten sich in dem engeren Kreise die dunkleren Elemente verhältnismäßig rasch wieder aus. Schon der Adel zur Zeit Ludwigs XVI., der zum großen Teil nicht über den vierzehnten Ludwig zurückreichte, ist geradezu rein blond, und so wieder der napoleonische Adel bereits zu unserer Zeit. So wurde auch dieser neue Adel zum Rasseadel: zu der Sicherheit, daß Sprossen zweier Mitglieder dieses Kreises Germanen von reinem oder doch fast reinem Typus sein werden. Dieser Rasseadel verlangt nun ein Königtum, dem es sich freiwillig unterordnet, von dem es aber als eigentlich gleichartig angesehen werden will: der König nur Erster unter Gleichen. Er verlangt damit vom Königtum eine geistige Rassenhöhe, die es nicht erreichen kann, weil es immer wieder Verbindungen mit Emporkömmlingen oft der schlimmsten Sorte eingeht, wie ich im Verlaufe meiner Ausführungen wiederholt zeigen konnte.

Es hat hier nur das Könighaus der Kapetinger betrachtet zu werden. Der Vorfahr war ein sächsischer Gemeinfreier namens Witichin, der unter Karl dem Großen nach Frankreich kam. Witichins Sohn, Robert der Tapfere, zeichnete sich unter Karl dem Kahlen so aus, daß er mit dem Herzogtum Francien belehnt wurde. Sein älterer Sohn Odo, Graf von Paris, wurde 888 König von Frankreich, der jüngere, Robert, war 922/923 Gegenkönig Karls III., des Einfältigen. Roberts Sohn, Hugo der Große, Herzog von Francien, hatte Hedwig, die Schwester Kaiser Ottos I., zur Gattin; beider Sohn Hugo zubenannt Capot (von der geistlichen cappa, die er als Laienabt von St. Martin de Tours trug) wurde der namengebende Stammvater des

Herrscherhauses, das von ihm an (987) bis zum Tode Ludwigs XVI. den französischen Thron ununterbrochen inne hatte. Die Frauen der Kapetinger waren zunächst alle Fürstinnen germanischer Geschlechter, erst Heinrich II. (1547—1559) heiratete eine Nichtadelige, die berühmte Katharina von Medici, Tochter Lorenzos II., Herzogs von Urbino und der adeligen Prinzessin Magdalena de la Tour d'Auvergne. Aber diese Linie erlosch in den drei Söhnen des Paars. Jedoch Heinrich IV., dem Paris eine Messe wert war, nahm keinen Anstand, wieder eine Medici zu heiraten, die Tochter Francescos I., Großherzogs von Toscana und der Habsburgerin Johanna, der Schwester Maximilians II. Ludwig XIII., beider Sohn, war brünett; er erzeugte mit der Habsburgerin Anna Ludwig XIV., der wenigstens als Knabe frisch von Farbe und blond war. („La blancheur et la vivacité de son teint avec ses cheveux, qui alors étoient fort blonds,“ schreibt Madame de Motteville.) Sein Urenkel Ludwig XV. hatte blaue Augen, ebenso Ludwig XVI.; beide scheinen auch blond gewesen zu sein. Ludwig XVIII., des sechzehnten Bruder, und Louis Philippe, der Bürgerkönig, waren ungermanische Mischlinge.

Der Einschlag des Emporkömmlingblutes machte sich sogleich geltend: Katharina von Medici leitete die tückische Mezelei der „Bluthochzeit“, der Sohn der zweiten Medici, Ludwig XIII., unselbständig und Günstlingen ergeben, die gelegentlich (Concini) mit seinem eigenen Vorwissen ermordet wurden, setzte den Kampf gegen die Hugenotten fort, Ludwig XIV. vernichtete den alten Adel und ließ ihn — von Molière — noch obendrein verspotten.

Die Reformation mußte in Frankreich viel tiefere Wurzeln fassen, als in Italien und Spanien. Noch war ein großer Teil des Volkes selbst, nicht nur der Adel, germanisch, noch lebten auch im Süden waldensische Überlieferungen fort. So erstand denn in Frankreich ein eigener Reformator: Jean Cauvin (Calvin), im germanischen Norden geboren, kein brünetter Südländer, als was man ihn schon fünfzig Jahre nach seinem Tode darstellte, sondern blondbärtig (das Haar ist von der Kappe verdeckt) und jedenfalls mehr

Germane als Mediterraner. Calvin hatte Luther und die deutsch-schweizerische Reformation vor sich, er war notgedrungen Nachfolger, aber ein durchaus selbständiger Geist, dabei in sich weit geschlossener als Luther, als Dogmatiker und Staatsmann gleich groß. Er war der Schüler des Humanisten Wolmar und Freund des Rectors der Pariser Universität Cop (Kopp), vielleicht auch selbst — durch seine Mutter — deutscher Herkunft. In Basel gab er, ein siebenundzwanzigjähriger, seine berühmte *Institutio religionis christianae* (1536) heraus, in Genf wurde er Lehrer und errichtete einen Gottesstaat, dessen strenge Zucht für die Zukunft bedeutsam wurde. Die Anfänge der lutherischen Reformation gingen in der calvinistischen auf. Calvin war der volle Ausdruck der besten französischen Art, wie Luther der der deutschen Gesamtheit. In Frankreich hatte sich noch nicht so stark alles mit allem vermischt, dabei war man Nachkomme von Wikingern oder doch von Eingewanderten, also von geistig regsameren Elementen. Wo ähnliche Verhältnisse herrschten, in den Niederlanden, in Ungarn und Polen, neigte man sich darum alsbald Calvin zu. So allgemein wie im nördlichen und mittleren Deutschland griff die Reformation in Frankreich nicht durch, aber sie griff in den Einzelnen tiefer und schuf aus ihnen größere Persönlichkeiten. Drängt der Protestantismus als solcher auf die vollste Entfaltung der individuellen Anlagen hin, so der Calvinismus im höchsten Maße. Allerdings aber hebt er dadurch manchen Einzelnen über Gut und Böse hinaus: die heftigsten Gegenreformatoren sind aus ihm hervorgegangen, ein Pázmány, ein Davy du Perron, eine Maintenon.

Bezeichnend ist, daß sich in Frankreich — wie in Osterreich — das Herrscherhaus wohl in einzelnen Mitgliedern zur Reformation bekannte (Margarete von Navarra, Renata von Urbino, die beiden Schwestern Franz I.), daß es aber in seinem Oberhaupt sich niemals entschied, selbst dann nicht, als ein protestantischer Fürst auf den Thron kam: Heinrich IV. trat über und machte nie den Versuch, zu seinem ursprünglichen Glaubensbekenntnis zurückzulehren. Hätte er ihn gemacht, so wäre die Lat Navailles,

des angeblichen Jesuitensendlings, als Fanatismus zu beschönigen. Alles, was Heinrich IV. seinen Glaubensgenossen gab, war das Edikt von Nantes (1598), das knapp ein Jahrhundert in Geltung blieb (bis 1685). Im Laufe dieses Jahrhunderts war das Hugenottentum als politische Macht vernichtet, waren seine Befenner auf ein Bruchteil herabgemindert worden. Die Verfolgungen, die vor dem Edikt von Nantes lagen, wurden erneuert; wie in Osterreich griff man zu dem sichereren Mittel, den Widerspenstigen Dragoner ins Haus zu setzen, die so lange blieben, bis alle sich bekehrten. Die Maintenon, Enkelin des großen hugenottischen Dichters und Geschichtschreibers Agrippa d'Uubigné, hatte die Aufhebung des Ediktes von Nantes betrieben, ein Fénelon arbeitete in seiner Diözese ebenso mit jenen „Dragonaden“ wie andere.

Die Wirkung der Protestantenvverfolgung war in Frankreich ähnlich wie in Osterreich, in Polen und in Ungarn, aber nicht so vollständig. Der Adel ging auch hier, überzeugt, so am besten an der Macht zu bleiben, und hierin ebenso betrogen, aus seinem Sonderinteresse zum Tridentinismus über, soweit er nicht vorzog, außer Landes zu gehn, was in Frankreich noch weit mehr taten als in den andern rekatholisierten Ländern. Im breiteren Volk aber blieben viele Anhänger der neuen Lehre zurück, und während sich in Osterreich nur die Bauern einzelner Landschaften ihren Protestantismus heimlich erhielten, konnte sich in Frankreich auch im höheren Bürgerstand eine neue, freilich weit zahmere Reformation, der Jansenismus, herausbilden. Ihm gehörten viele der Besten an, bis auch ihn die Verdammung traf und Port-Royal, seine Hochburg, aufgehoben wurde (1709); man ging so weit, selbst die Leichname der verstorbenen Jansenisten aus den Gräbern zu reißen. Ein Rest rettete sich nach Holland.

Der Calvinismus gab der französischen Kultur einen Element Marot, den Begründer der neueren französischen Dichtkunst, einen Agrippa d'Uubigné, einen Calluste du Bartas, den im ganzen Abendlande und sogar von Tasso nachgeahmten Dichter der „Schöpfungwoche“ (*La Sepmaine*), einen Malherbe, den Begründer der französischen Metrik

und Vorläufer Boileaus — Malherbe trat später zur neuen Religion seines Königs, Heinrichs IV., über —, einen Goujou, den man mit Recht den französischen Phidias nannte, Feldherren wie die beiden Colignys und Turenne, Sohn des Herzogs Heinrich von Bouillon und der Elisabeth von Nassau, der, schon ein hoher Fünziger, auf Wunsch Ludwigs XIV. konvertierte. Auch der Anreger und erste Sekretär der französischen Akademie, die später für ganz Europa vorbildlich ward, Valentin Conrart, war Calvinist und ebenso Pierre Bayle, der große Vorläufer Voltaires und bis zu ihm das Orakel aller Welt für die zeitgemäße Auffassung von Geschichte, Christentum und Moral. Der Jansenismus hat nicht so glänzende Namen aufzuweisen. Aber der edle Pascal gehört ihm an, und Voltaire ist mit ihm durch seinen jansenistischen Vater verknüpft.

Der französische Protestantismus war vernichtet, erst unter Ludwig XVI. wurde es dem unabhängigen Manne wieder erlaubt, Protestant zu sein. Der Schweizer Jacques Necker konnte sogar diese Bedingung für seinen Eintritt ins Ministerium machen. Er war für lange hinaus der erste protestantische Minister Frankreichs. (Auch in Osterreich wurde unter besonderen Umständen vom Übertritt abgesehen.) Beaumarchais' Vater hatte noch Katholik werden müssen, als er die Erlaubnis zum Betrieb des Uhrmacher-gewerbes hatte erlangen wollen. An der Revolution nahmen auch Protestanten teil, der bekannteste davon Marat. Die napoleonische Zeit brachte Duldung, die Folge die Wiederaufnahme der um des Glaubens willen Geflohenen. Da wurden Benjamin Constant, der große Staatsmann und Dichter („Adolphe“), und die beiden Cuvier wieder Franzosen. Guizot, der Begründer der neueren französischen Geschichtsschreibung, wurde unter Louis Philippe (1830) Minister.

Auch nach der Niederwerfung des Jansenismus blieb noch ein gut Teil Germanenblut im Volke zurück. Das konnte die bestehenden Verhältnisse nicht ertragen. Und bezeichnenderweise kämpfte man nicht um persönliche Vorteile, sondern um den Gedanken, der Allgemeinheit jene geistige und wirtschaftliche Freiheit zu schaffen, die man

selbst zumeist hatte. Denn die Grafen Mirabeau und Sieyès, der Vicomte de Barras, die adeligen Robespierre und Danton hatten für sich persönlich durch die Revolution nichts zu gewinnen. Der Urheber jenes Gedankens der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit war der Genfer Protestant Jean Jacques Rousseau. Was für Frankreich völlig neu war, das war in Genf tatsächlich durchgeführt: das strenge Regiment des Calvinismus hatte so gut wie alle Elemente ausgeschieden, die nicht von seiner Art waren, und so eine ganz besondere Auslese geschaffen. Dies wirkt bis heute darin nach, daß Genf, obwohl Paris auch für die französische Schweiz das Zentrum ist, denselben Genie-koeffizienten hat wie Paris, 43 auf 100000 Einwohner, während im Süden und im Westen 4 oder 5 bis 8 Talente auf die gleiche Zahl kommen. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß die ganze französische Schweiz mischrasig ist, wie denn Rousseau selbst brünnett und nur von germanischen Gesichtszügen war. In einer Bevölkerung, wie sie Genf im achtzehnten Jahrhundert hatte, war es nur natürlich, daß man der ganzen Bürgerschaft Anteil an der Regierung gewährte (1738). Dies auch dort durchsetzen zu wollen, wo der Unterschied zwischen den rassistisch Besten und der Masse ungleich größer war, brachte die seltsamsten Widersprüche hervor, die erst später erkannt wurden und zu den verschiedenen „Reaktionen“ führten. Die Forderung nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist echt protestantisch, aber sie gilt nur für die Auslese, die der Protestantismus selber schafft, nur für ähnliche Gruppen. Die französische Revolution impfte in ihrem Ideologismus den rasselosen Massen den Wahn ein, jedes schäbigste ihrer Subjekte sei im selben Sinne Mensch wie ein Mirabeau, Barras und Sieyès. Maria Antoniette, persönlich unbedeutend, aber im Unglück groß geworden, wurde als Wittwe Capet begraben. Dabei aber zeigte sich der Pöbel willensloser als je, das gefügige Werkzeug aller möglicher Ehrgeizlinge.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ich verweise hier auf meinen Roman „Alt-Wien“ (Stuttgart, Adolf Bong & Co. 1900); man findet darin die französische Revolution und ihre Nachwirkungen von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet.

So schlug die Revolution fehl und diente nur dazu, die nordische Rasse in Frankreich noch weiter zu vermindern, indem sie in ihrer wüsten Zeit alles aufs Schaffot brachte, was sich nur einigermaßen über die chaotische Menge erhob. Die Revolution beginnt als das Werk von Germanen und Germanoiden und auf Grund einer germanischen Idee, sie findet ihren großen Widerhall bei allen Höherrassigen, aber sie endet in dem Herensabbath der entfesselten Triebe der minderrassigen Masse, die das germanische „Himmelslicht“ nur dazu verwendete, „um tierischer als jedes Tier zu sein“. Dieses Schauspiel wiederholt sich dann in allen Revolutionen, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geradezu Modeepidemie waren.

Die Revolution ließ das Land noch weiter entgermanisiert zurück. Der korsische Germane Napoleon Bonaparte wurde sein Zwingherr und eroberte von da aus nicht zum wenigsten mit deutschen Scharen ein Reich, das sich nahezu mit dem alten Römerreich deckte. Henry Beyle, der mehrere napoleonische Feldzüge mitmachte, schildert die Husaren um den Marschall Ney: „bis auf einen einzigen hatten sie alle gelbe Schnurrbärte“. Die kleinen schwarzen Portugiesen fielen allgemein auf; sie wurden die „Flöhe“ genannt. Wieder, wie einst die Wikingerzüge alles mit sich gerissen hatten, was germanischen Drang in die Ferne in sich hatte, riß jetzt Napoleon die rassenhaftesten Elemente aus aller Welt mit sich; sie schlossen sich ihm an, kämpften für seine „Gloire“ und starben irgendwo auf einem Schlachtfeld den verherrlichten Tod auf grüner Haid. Auf Napoleon folgten die Regierung eines Ludwigs XVIII., eines Louis Philippe und die Revolutionen von 1830 und 1848; endlich ein neuer Napoleon, der dritte, „der Kleine“, und die Republik nach der Niederlage von Sedan und der Pariser Commune.

Das Frankreich nach 1813 trägt seinen Namen zu Unrecht. Von den einstigen Franken und ihren gotischen und normannischen Stammesbrüdern sind nur noch zersprengte Reste übrig, nur noch als Rückschläge treten germanische Typen auf. Freilich ist die große überlieferte Kultur noch da, und auch immer noch finden sich geniale Begabungen, die sie weiterführen, ja auf neue Gipfel erheben. Die

französische Dichtkunst wurde im neunzehnten Jahrhundert noch einmal für ganz Europa vorbildlich: Musset, Alfred de Vigny, Victor Hugo, Prosper Mérimée, Véranger, Leconte de Lisle, Paul Verlaine, Henri de Regnier und vor allem Flaubert. Neben diesen Blondlingen treten auch einige Mischlinge von hoher Begabung auf, Balzac, George Sand, Théophile Gautier, Baudelaire, Emile Zola. Aber anders als früher werden im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts Wahlfranzosen und Belgier die eigentlichen Führer: die Amerikaner Francis Vielé-Griffin und Stuart Merrill, die Flamen Verhaeren, Charles van Lerberghe, Maurice Maeterlinck. Es läßt sich da eine Fülle von Namen nennen. Der „freie“ Vers, auf deutsche und englische Vorbilder gegründet, setzt sich gegen den malherbe-boileauschen durch. Es kommt die Fülle und der Sturm der Goethischen Prometheus-Gedichte, der Gesänge Walt Whitmans in die französische Lyrik; die Sprache, die sich aus dem germanischen Altfranzösischen immer mehr lateinisiert hatte, wird von neuem germanisch von Seele. Aber man weiß in Frankreich gut, daß, die so dichten, Ausländer sind, hat sich lange gegen sie gestraubt und sie endlich nur gezwungen anerkannt.

Für den Weltkrieg raffte Frankreich noch einmal alle besten Elemente zusammen. Das noch stark germanische Belgien wurde angegliedert, und die Führung hat der catalonische Gote Joffre (Gottfried), ein nordischer Blondling.

## Die Germanen in den germanischen Staaten.

Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch gilt jeder als Germane, der eine germanische Sprache spricht; es werden höchstens der Jude und der Neger, wenn sie augenfällige Merkmale der Fremdrassigkeit haben, ausgenommen, dagegen wird allerdings bei den Hugenotten und angeglichenen Slaven überall die fremde Herkunft noch betont, auch in den Familien selbst die Erinnerung daran bewahrt. Es handelt sich bei Hugenotten und Slaven zumeist um Wikinger, die in das Ausstrahlgebiet ihrer Rasse zurückgekehrt sind und das darum, weil hier sich der Glaube, der

ihrer inneren Art entspricht, sich durchgesetzt oder doch in Duldung erhalten hat. So ist ein Graf Snoilsky, der schwedische Dichter, der Nachkomme eines slovenischen Protestanten namens Snoilsky, so stammen der berühmte Physiker Ehadny und Heinrich von Treischke von böhmischen Emigranten. Der Stolz auf diese edeln Vorfahren ist berechtigt. Daneben hört man dann noch in Deutschland die Ansicht aussprechen, der ganze deutsche Süden sei eigentlich keltisch, der Osten slavisch, und ebenso gibt es in England eine Richtung, die alle großen Geister für das Keltentum in Anspruch nimmt. Ich habe in „Rasse und Rassefragen“ ausgeführt, daß nur der reine Blondling sich als echter Nachkomme von Kelten oder Slaven fühlen darf, daß dieser Kelte und Slave aber nicht von einem echten Germanen zu scheiden ist, und habe, was Deutschland betrifft, die Kelten- und Slavenfrage in diesem Sinne beleuchtet.

In England steht es nicht viel anders. England war vor der Ankunft der Germanen von Kelten beherrscht, die aber doch nicht Hauptbewohner des Landes, sondern nur Herrschbevölkerung waren. Von vornherein ist anzunehmen, daß die Kelten siedelungen am dichtesten im jetzigen eigentlichen England gewesen sein werden, geringer in Wales und Schottland, noch geringer in Irland. Aber doch nahm die ganze iberisch-mediterrane Vorbevölkerung die Sprache der Kelten an, wenn auch sicherlich nicht, ohne sie wesentlich umzuformen und mit älterem eigenem Sprachgut zu durchsetzen. So ist denn das Keltische (Gaelische) von Wales und Irland, wozu das der Bretagne als später Ableger kommt, nicht als regelrechte Weiterbildung des echten Keltischen anzusehen, sondern als eine Mischsprache in der Art des Keltiberischen und Baskischen, und viele Irrtümer der Keltologie, die man nicht unrichtig als Keltomanie bezeichnet hat, kommen daher, daß dies unberücksichtigt blieb. Die Hauptfrage ist, was England betrifft: gab es, als die Germanenzüge begannen, auf den britischen Inseln noch echte, unvermischte Kelten in größerer Zahl? Die Kaledonier Schottlands hatten nach Tacitus „rötliches Haar“, und auch Jordanes gebraucht noch dasselbe Wort *rufulus*. Hat sich während der vier Jahrhunderte die Rasse

dort oben im Norden unverändert erhalten oder spricht Jordanes schon von den skandinavischen Wikingern, die damals die Nordküsten Schottlands besetzt hatten? Die berühmte Königin Baodicea (Boudicca), die 61 n. Chr. den Aufstand gegen die Römer führte, wird als schöne blonde Frau geschildert. Aber wie frühe auch schon Germanen in England zu Macht kamen, ersieht man daraus, daß der fränkische Menapier Carausius, sich schon auf die sächsischen und fränkischen Wikingen stützen konnte, als er 286 den Kaisertitel annahm. Wahrscheinlich haben sich, wie das in Kolonien gewöhnlich ist, auf den britischen Inseln die Rassekelten etwas länger erhalten, als in Gallien, ihrem Hauptland, woher sie gekommen waren, ebenso wahrscheinlich aber ist es, daß ihre Zahl doch nicht sehr groß war, und daß sie darum geradezu mit einem Mal, wie dies geschieht, verschwanden. Das mag im zweiten nachchristlichen Jahrhundert erfolgt sein. Waren Reste von keltischen Blondlingen in den höheren Schichten um diese Zeit noch vorhanden, so gingen sie zweifellos rasch und ununterscheidbar im Germanentum auf.

Ich habe schon ausgeführt, daß die große irische Missionsbewegung erst nach der Ankunft der Germanen beginnt und als germanische Erscheinung zu betrachten ist (S. 105), aber auch die keltische Sage, der man so hohe Bedeutung beimißt, ist nicht keltisch, sondern germanisch. Finn und dessen Enkel Oscar, Niall und Cormac tragen rein skandinavische Namen; Fingal ist Finn der „Gäle“ und bezeichnet nicht die Herkunft, sondern das Herrschgebiet. Myrddin Byllt ist Merlin der Wilde (Merilo, Merlino sind häufige altdeutsche Namen), Tristan und Yseult (Isold) ebenso Thorstein und Ishild, Marke das deutsche Marko. Gewiß wird sich auch manches echt keltische Sagengut dem germanischen verbunden haben, im Allgemeinen aber ist die Übernahme der keltischen Sagen, wovon die von Merlin und von Tristan und Isold die größte Verbreitung gefunden haben, nichts als Rücknahme, wie etwa das deutsche Mittelalter die französische Gestaltung der Sagen von Karl dem Großen und Roland zur Grundlage seiner Dichtungen genommen hat. Anderseits wieder hängt die gälische Dicht-

kunst offensichtlich von der germanischen ab, erreicht sie überdies nicht im entferntesten an Alter. Es mag sehr wohl sein, daß selbst der Name der keltischen Dichter, der „Barden“, auf ein deutsches Wort zurückgeht: Tacitus meldet von dem barditus (baritus) der alten Germanen, und noch im Meistersange ist der Ausdruck „Bar“ (Strophe) allgemein gebräuchlich.

Die Wiederbelebung des Keltentums in England des neunzehnten Jahrhunderts, die namentlich von Matthew Arnold, einem des Keltischen nicht kundigen Engländer, eifrig betrieben wurde, ist nichts als Romantizismus; der ethnischen Grundlage entbehrt sie ganz. Bezeichnend aber ist, daß sie auch schon in Deutschland gelegentlich versucht wird. Heinrich Driesmans schrieb ein ganzes Buch über „das Keltentum in der europäischen Blutmischung“ (1899), worin er freilich von der irrigen Voraussetzung ausgeht, die Kelten seien die Brünetten Europas; neuerdings hat Rudolf Hans Bartich, ein beliebter österreichischer Erzähler von gutem germanoidem Typus, sein Keltentum entdeckt. Die Verwandtschaft, die sich zwischen Franzosen, Österreichern, Polen und Engländern der nicht angelsächsischen Gebiete ergibt, beruht nicht auf dem Keltentum, das ihnen gar nicht gemeinsam ist, auch nicht etwa auf der brünetten Volksmasse, die in den verschiedenen Ländern von ganz verschiedener Art ist, sondern darauf, daß ihre Kulturschichte aus den geistig regsten, darum wifingerhaft am weitesten gedrungenen Germanen hervorgegangen sind. Ihnen gegenüber erscheinen der Norddeutsche, der angelsächsische Engländer steif und starr. Ebenso aber ist der Schwede beweglicher als der Däne, der „Franzose des Nordens“. Verstärkt wurde die Art der Germanen in den Randländern durch den größeren Abstand zwischen Herren und Unterworfenen; das vor allem bildete die oft vermerkte Ritterlichkeit heraus. (Ich habe dies bei den Polen näher besprochen und verweise dahin.)

Und so ist es nicht auffällig, daß in England schon sehr bald ausgezeichnete Begabungen aus den Randländern des Germanentums, aus Wales, aus Schottland, aus Irland kommen, woneben freilich das Angelsächsenthum in seinem

engeren Gebiet auch einen Bacon und einen Milton hervorbringt. Die Dynastie der Tudors kommt aus Wales. (Tudor ist die gaelische Lautung von Theodor.) Sie hat aber, selbst wenn sie ursprünglich keltisch gewesen sein sollte, schon in Owen ap Mergent, dem Enkel jenes Theodors, sich mit dem germanischen Hochadel verbunden: Owen heiratete Katharina von Valois, die Witwe Heinrichs V., sein Sohn Edmund Margarete von Beaufort, aus dem Hause Lancaster; der Sohn dieser Ehe bestieg als Heinrich VII. den englischen Thron. Heinrich VII. vermählte sich mit der Tochter Eduards IV., sein Sohn war Heinrich VIII. und dessen Tochter aus der vom Papste nicht anerkannten Ehe mit der altadeligen Anna Bolynn, die vergötterte Queen Bess, mit der das Haus Tudor erlosch.<sup>1)</sup> So war Königin Elisabeth sicherlich mehr Germanin als Keltin, die Wahrscheinlichkeit jedenfalls größer, daß ihre Blondheit von den germanischen Vorfahren, als daß sie von den etwaigen keltischen herkam. Sonst stammen namentlich mehrere englische Dichter aus keltischen Gebieten. Gleich als erster William Shakespeare. Aber der Name ist rein germanisch. Neuerdings verstärkt sich übrigens die Vermutung, William Shakespeare (zuerst Shakespeare gedruckt) sei nur ein Deckname, der Schauspieler aber ein unbedeutender, kaum des Schreibens kundiger Mann gewesen; vor allem die Urkunde, wonach er, als er auf der Höhe seines Glanzes stand, in einer Perrückenmachersfamilie lebte und dort einen kleinlichen Prozeß um eine Heiratprovision führte, spricht gegen die Gleichsetzung des Schauspielers mit dem Dichter. War dieser Francis Bacon, so fällt auch die Herkunft aus einem keltischen Gebiet weg, es sei denn, daß man in den Vermutungen noch weiter geht und in Bacon den Sohn der Königin Elisabeth (und des Grafen von Leicester) sieht; danach wäre Owen ap Mergent ap Tudor unter seinen Vorfahren.

<sup>1)</sup> Nach den Tudors kamen die Stuarts aus Schottland auf den Thron, ein anglonormannisches Geschlecht, in Wilhelm III. (1689) das Haus Nassau-Oranien, in Georg I. (1714) die Welfen von Hannover, in Eduard VII. (1901) das Haus Koburg.

Für die neuere Zeit sind zwei Punkte wichtig. Die „Kelten“ von heute sind brünette Mediterrane, die Irlands Katholiken. Kommt ein Genie aus Wales, Schottland oder Irland und ist blond oder doch vom tipo biondo, der auch dunkleres Haar umfaßt, so ist die Wahrscheinlichkeit der Zugehörigkeit zu den „Kelten“ sehr gering, kommt es aus Irland und ist dazu noch protestantisch, so schwindet sie vollends dahin. Jonathan Swift war Irländer, trägt aber einen rein germanischen Namen und war Protestant, ebenso Lawrence Sterne, Oliver Goldsmith und Sir Richard Steele, der Begründer der für ganz Europa vorbildlich gewordenen Wochenchriften. Lord Byron war in Schottland geboren, aber seine Familie war normannisch; die Mutter war eine Gordon aus der berühmten Hochadelsfamilie. Walter Scott war ebenfalls Schotte, aber reiner Blondling, William Morris, dessen Vater sich noch ap Morris schrieb — aber das „gaelische“ „ap“ ist nichts als das englische „of“ in anderer Lautung — stammte aus Wales, aber sein Typus war rein germanisch; Oscar Wilde war Irländer, die Familie jedoch englisch (etliche meinen, sie sei deutschen Ursprungs gewesen), die seiner Mutter wohl irländisch, aber adelig und protestantisch. Bernard Shaw, der zweite große Irländer der neuesten Zeit, ist Protestant und blond; auch seine Familie kam aus England. (Immer wieder liest man die Behauptung, Bernard Shaw sei Jude; das ist wohl — wie bei Gabriele d'Annunzio — ihm zum Unglimpf von solchen erdacht, die meinen, einen bedeutenden Mann zu vernichten, wenn sie ihn einen Juden nennen.) Erst recht nicht Kelten im Rasseinn sind die brünetten Mischlinge Robert Burns, Thomas Campbell und Thomas Moore, die ersten zwei protestantische Schottländer, Moore katholischer Irländer.]

Ein anderes aber ist der Zuzug brünetter Irländer, Walliser und Schotten ins alt-angelsächsische Gebiet. Das ist keine Verdrängung des Germanentums durch das Keltentum, sondern Überwucherung der Hochrassigen durch die Minderrassigen. In England ist seit etwa fünfzig Jahren die Blondheit in rasch zunehmendem Aussterben begriffen. Ganz Großbritannien ist heute schon brünetter als Süd-

deutschland, vielleicht so brünett wie Württemberg, nur freilich sind seine Bewohner im Wesentlichen nicht Alpine, sondern Mediterrane. Aber auch der alpine Einschlag macht sich geltend: die Nasen sind zumeist viel zu kurz; nur die alten normannischen und anglo-dänischen Geschlechter sind bekannt wegen ihrer großen Nasen. Immer mehr nähert sich der Typus der Engländer einem gewissen süditalienischen und besonders einem jüdischen, und immer stärker auch wendete sich die Richtung Gesamtenglands dem reinen, jeder höheren Ziele entbehrenden Merkantilismus zu. Das Volk der Magna charta, das Volk des Puritanismus, der großzügigen Kolonialpolitik, der neuen Missionen unter den Heiden, der Erschließer des geistigen Orients wurde zu einem sprüchwörtlichen Schacherervolk. Das wurde namentlich in Deutschland empfunden; allerdings aber machte Deutschland einen ähnlichen Prozeß durch — ebenfalls auf der Grundlage der Rasseveränderung —, und die Besten Englands wissen sich darum so wenig über das Deutschland von heute zu fassen wie die Besten Deutschlands über das England von heute. Wo ist das Volk der „Dichter und Denker“? Dabei hüben und drüben das atavistische Aufflammen des Imperialismus mitten in Merkantilismus und Sozialismus. Freilich ist der englische Imperialismus, der „Jingoismus“, ein anderer als der deutsche: dort einzig auf die Idee der Weltmacht Englands begründet, hier von einer durch jahrhundertelange Überlieferung gefestigten Adelskaste in engerem Kreise lebendig erhalten und in einer bedeutenden Herrschergestalt lebendig geworden. England ist weit mehr entgermanisiert als Deutschland, und nur dadurch wird das Gleichgewicht wieder hergestellt, daß die Germanen Englands eben zum Hauptteil Wikingernachkommen sind, die Deutschlands nur in Ausnahmefällen.

Stark entgermanisiert sind auch die skandinavischen Länder, selbst Island. Als die dem Heidentum treuen Norweger auf das äußerste Thule flohen, nahmen sie auch ihre Sklaven mit und verschmolzen in der neuen Heimat alsbald mit ihnen. Ein Thormaldsen, der von Island kommt, ist nicht so reinrassig, wie zu erwarten wäre; er

hat braunes Haar statt blondes. Gleichwohl steht das isländische Volk in der Klasse noch heute hoch, und dem entspricht die Tatsache, daß es kein Land von so hoher Allgemeinbildung gibt wie diese unwirtliche Insel. Die Höhe des Mittelalters erreicht es freilich nicht mehr. Man erinnere sich, daß die Edda fast ganz auf Island entstanden ist und ebenso die meisten Sagas, daß die Edda am treuesten die altgermanische Art (natürlich in nordischer Gestalt) überliefert, daß die Sagas die erste moderne Erzählkunst in einer germanischen Sprache darstellen, ganz unabhängig von der griechischen und spätromischen diese Gattung erst wieder neu erfinden. Von den Sagas ging Björnstjerne Björnson aus, und heute hängt die ganze so hoch stehende skandinavische Erzählkunst im letzten Grunde unmittelbar und mittelbar von den Sagas ab, und durch sie erstreckt sich die Wirkung der Sagas auch auf das deutsche und, schwächer, auf das englische Schrifttum.

In Schweden und Norwegen erhielten sich bis heute Lappen und Finnen mit ihrer eigenen Sprache, aber ein großer Teil davon ging im Germanentum auf, wie ebenso auch die Lappen und Finnen selbst gar nicht so selten germanisches Blut aufnahmen und in der lichtereren Hautfarbe, in den roten Wangen unbezweifelbar verraten. Dunkleres Blut kam den Norwegern vor allem aus Deutschland zu, das in der Hanfzeit von Bergen aus den ganzen Handel des Landes beherrschte, später auch von Schotten, den Schweden ebenfalls von den Deutschen, die mit dem deutschen Herrscherhaus in großer Zahl hereinkamen, dann von den Polen, die eine Zeitlang in naher Verbindung mit Schweden standen, neuerdings von den massenhaft eingewanderten russischen Juden. So ist es kein Wunder, daß man neben rein nordischen Gestalten wie Björnson und Fridthjof Nansen Mischlinge wie Ibsen und Sven Hedin antrifft. Ja, Carl Jonas Love Almquist, der E. T. A. Hoffmann Schwedens, hat negerartiges dunkles Kraushaar und braungrüne Augen zu seinem sonst germanischen blassen Gesicht und seiner hohen Gestalt. Auch August Strindberg, der sich gelegentlich für einen Finnensprossen ausgab, verrät in seiner eigentümlichen Nasenbildung un-

germanischen Einschlag; Jonas Lie stammt wirklich mütterlicherseits von Finnen ab, verrät das aber nicht im Typus. In Dänemark ist es nicht anders. Die „Schwarzen“, die sich auch unter den am reinsten blonden Stämmen Norddeutschlands eingesprengt finden — Gustav Frenssen stellte den blonden Uhlen die schwarzen Raie gegenüber —, haben auch die dänischen Inseln besiedelt und sich mit der Zeit mit den Blondem vermengt. Sie gelten hier für „Slaven“, und tatsächlich mögen sie in jener Zeit herübergekommen sein, als die Mecklenburger ihre Züge bis nach Kopenhagen hin unternahmen. Echte Slaven sind sie natürlich nicht, viel wahrscheinlicher Sklaven, deren Unfreiheit späterhin vergessen wurde. Unter den Dänen ist aber der germanische Gesichtsschnitt im allgemeinen siegreich geblieben, so daß die schönen schwarzen Däninnen sprichwörtlich werden konnten; sie sind allerdings noch nicht häufig. So mongoloide Mischformen, wie sie der Dichter Johannes Jørgensen aufweist, sind selten. (Jørgensen trat zum Katholizismus über; er mußte ihm rassistisch gemäßer sein.)

Schweden, Norwegen, Dänemark sind gleichmäßig mit ihrer Rasseveränderung von ihrer beherrschenden Höhe zu einer viel bescheideneren, sich einzig auf die Geisteskultur beschränkenden herabgesunken. Im frühen Mittelalter hat Norwegen seine Wikingerscharen um Spanien herum bis an die Küste Kleinasiens gesendet, es hat in diesen Ausföndlingen auf Sizilien und in Nordfrankreich starke Staaten gegründet, Schweden hat in seinen Warägern das Russenreich geschaffen, Dänemark unter Knut dem Großen auch über Samland, Norwegen, Schleswig und England geherrscht. Und noch einmal erreichte Schweden eine Weltmachtstellung: Gustav Adolf, der „Goldkönig“, wie die Deutschen ihn nannten, machte sich zum Anwalt der Reformation, im westfälischen Frieden erhielt Schweden seine deutschen Besitzungen bestätigt, und noch Karl XII., ein Sproß des Hauses Pfalz-Zweibrücken, fand eine Heerschar, die mit ihm tief nach Rußland hinein zog. Dagegen gehalten erscheint die politische Ohnmacht der drei nordischen Reiche von heute umso trauriger. Man nehme dazu, daß Schweden schon 1810 den südfranzösischen bürgerlichen

Bernadotte „freiwillig“ als Thronfolger wählte und von seinem König, Karl XIII., adoptieren ließ. Dieser Bernadotte hatte zur Frau die Marjeiller Kaufmannstochter Desirée Clary; beider Sohn war Oskar I., dessen Gattin Josephine die Tochter des Vicomtes von Beauharnais, späteren Herzogs von Leuchtenberg, und der ebenfalls altadeligen Josephine Tascher de la Pagerie, der nachmaligen Kaiserin. Oskar I. folgte erst sein älterer Sohn Karl (XV.), dann sein dritter Sohn Oskar. Oskar II. heiratete bereits eine deutsche Fürstin, Sophie von Nassau, hatte aber nur Söhne, ebenso nur Söhne hat sein Sohn Gustav, der jetzige König, aus seiner Ehe mit Viktoria von Baden. Aber Karl XV. hinterließ aus seiner Ehe mit Luise von Holland eine Tochter, und die wurde die Gattin Friedrichs VIII. von Dänemark. So wird im nächsten dänischen König das Blut der Bernadotte auch auf diesen Thron kommen; da ein Sohn Friedrichs VIII. zum König von Norwegen gewählt wurde (Haakon VII.), hat es den norwegischen bereits erobert.

Und die deutschen Lande? Wie es hier um die nordische Rasse, also um die Germanen, steht, habe ich in „Rasse und Rassefragen“ in vielen Punkten ausgeführt. Das Buch wurde in den ersten Wochen des Weltkriegs geschrieben. Nichts darin haben die Ereignisse widerlegt. Es ist vor allem nicht zu leugnen, daß der Geist der Führung aus dem protestantischen Norden stammt, aber diplomatisch wirkt auch — in dem Grafen Tisza — das protestantische Ungarn mit bei. Die Führer selbst sind Germanen oder Germanoiden, von den bedeutendsten, Hindenburg, Ludendorff, Mackensen und Conrad von Hötzendorf, ist die Blauäugigkeit bezeugt. Als Gesamtheit ist der deutsche „Militarismus“, wie auch schon von anderen erkannt wurde, echter Ausdruck des Germanentums. Aber wenn ein italienischer Berichterstatter im deutschen Heere eine Unmenge von Rassegermanen sah<sup>1)</sup>, so ist dem die Tatsache entgegen-

<sup>1)</sup> G. Rabasino-Menda schrieb (im November 1914) über seine Besuche in den Schützengraben vor Toul, er sei immer wieder dem „modernen Arminius“ begegnet. „Der Kommandant der Batterie, der von einem Erkundungsrückzug zurückkehrt, ist ein rötlicher Koloss mit hellen und heiteren Knabenaugen,

zuhalten, daß die deutschen Soldaten im allgemeinen brünett und rundköpfig und von gedrungener Gestalt sind, wenn auch oft über 170 cm groß; ich selbst beobachtete unter Tausenden nur äußerst selten echte Germanentypen, und selbst unter den Offizieren nicht allzu häufig. Wohl aber hat der Krieg in jedem den germanischen Funken, den er in sich trug, der im Getriebe der Friedenszeit nur zu oft verdammt war, zu hellerer Flamme erweckt und so ein seelisches Germanentum auch in wenig germanischen Körpern zu schaffen vermocht. Freilich darf man von diesem Aufflammen allein die Wiedergeburt des Germanentums nicht erwarten. Die Meinung, es komme nur auf den Geist an, ist irrig; der Geist vermag viel, wie eben dieser Krieg zeigt, aber er vermag über die Zeit des naturgemäßen Aufschwungs hinaus und vor allem nicht durch Geschlechtsfolgen hindurch sich beherrschend zu erhalten. Als bald werden die Triebe des ungermanischen Blutes wieder mächtig, und sie werden umso stärker hervorbrechen, als sie in der Zeit der Niederhaltung sich ausgeruht haben und durstiger geworden sind. Wo nicht die strenge „preußische“ Manneszucht waltet, machen sie sich ja selbst während des Krieges schon geltend. Hierzu kommt noch, daß der Krieg wohl die germanischen Elemente an das Licht zieht, aber sie auch den Gefahren stärker aussetzt. Der nordische Blondling ist von Natur aus selbst in seinen zartesten Erscheinungen persönlich tollmutig. So galt es in den ersten Kriegsmonaten im deutschen Adel geradezu als Schande, nicht fürs Vaterland zu sterben. Während die Gegner ihre Offiziere schonten, gingen die deutschen Offiziere immer ihren Sol-

der aus einem Bilde von Anton von Werner zu stammen scheint. Schon seit meiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatz hat mich diese „physische Offenbarung“ der Deutschen überrascht. So oft ich an einem Straßenrand in der lothringischen Ebene eine Schwadron Ulanen oder Dragoner, ein Infanterieregiment oder eine Batterie vorüberziehen lassen mußte, beobachtete ich diese Kolosse mit den langen blonden oder rötlichen Bärten und den großen hellblauen Augen, die wir nur von den Bildern der alten Germanen her kannten, und fragte mich: „Wo sind diese Leute nur hergekommen?“ Ich lebe seit zehn Jahren in Deutschland und war ihnen nicht begegnet.“

daten voran. Das hatte wohl ungeheure moralische Bedeutung. Aber viele der Besten fielen dabei. So ist es Tatsache, daß gerade die Hochrassigsten und zum großen Teile junge Männer, die sich noch nicht fortgepflanzt haben, dahingerafft werden, während diejenigen, die ihr Leben zu erhalten wissen — denn auch für das Vaterland zu leben, ist süß —, durchaus nicht die Germanischsten sind. Das wurde oft genug beobachtet und mit Ingrimmm und Verachtung vermerkt. Aber diejenigen, die bleiben und sich fortpflanzen, sind eben gerade diese verachteten „Drückeberger“, und ihre Nachkommen werden zum guten Teil den Frieden beherrschen und seine Früchte genießen.

Der Ausblick für das Germanium in deutschen Landen ist in dem Jahr des Krieges, das zwischen der Niederschrift von „Rasse und Rassefragen“ und diesem Buche liegt, nicht rosiger geworden. Es wird gelten, alle Strömungen, die auf Erhaltung und Verbreitung der blonden Rasse als der eigentlich germanischen hinzielen, zusammenzufassen, wenn das, was das Deutschtum groß gemacht hat, was ihm die Kraft gegeben hat, gegen eine Welt von Feinden noch in so später Zeit stand zu halten, nicht untergehn soll, wenn die deutsche Kultur nicht für die Deutschen selbst so unfruchtbar und tot werden soll, wie es die griechische der Perserkriege für die Griechen von heute ist.



## Heimat und Welt-Bücher

Jeder Band, zum Teil reich illustriert, ist einzeln durch den Buchhandel zu beziehen für Mk. 1.— geheftet, für Mk. 2.— gebunden.

Bisher sind erschienen:

- Zöckler, Th.:** Das Deutschtum in Galizien.  
**v. Hauff, W.:** Das Deutschtum in Belgien.  
**Hausser, Otto:** Rasse und Rassefragen in Deutschland.  
**Kellermann, Hermann:** Deutsche Kriegeschwänke,  
**Braun, Fritz:** Ostmärkische Städte und Landschaften.  
**Popp, Hermann:** Das Werden der deutschen Familie.  
**Neuhauf, Richard:** Unsere Kolonie Neu-Guinea.  
**Wesselski, Albert:** Deutsche Schwänke.  
**Mühlbach, Ernst:** Durchs Neckartal.  
**Braun, Fritz:** Der neue Balkan.  
**Popp, Hermann:** Germanenkunst.  
**Müller-Langenthal, Friedrich:** Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land.  
**v. Rummel, Walter Freiherr:** Wanderungen an den oberitalienischen Seen.  
**v. Rummel:** Die Provence.  
**Floerické, Kurt:** Dalmatien und Montenegro.  
**Mielke, Robert:** Das Werden des deutschen Dorfes.  
**Erinius, August:** Das grüne Herz Deutschlands. Eine Wanderfahrt durch den Thüringer Wald.

Ferner:

- Kellermann, Hermann:** Der Krieg der Geister. Deutsche und ausländische Stimmen zum Weltkrieg. 496 S. Kart. Mk. 3.—

---

Druck der Hamningschen Buchdruckerei  
(Inh. M. Kautenstrauch), Dresden.

---

